L. eleg. g.
126 n
9, 16.

ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

Auf steinigen Pfaden.

Von

Léon de Tinseau.

L. eleg. g. 126 n

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: **50 Pf.** Eleg. in Leinwand geb.: **75 Pf.**

Als vor nunmehr acht Jahren unsre **roten** Bände ihren ersten Flug in die Welt wagten, begegneten sie manchen Zweifeln, ob ihr Prinzip **billig und gut** ihnen Bahn zu brechen im stande sein werde.

Bald aber zeigte es sich, daß der Gedanke, **dem deutschen Volke die besten Erzeugnisse der Romanlitteratur aller Nationen zu einem beispiellos billigen Preise bei guter und geschmackvoller Ausstattung und in handlicher Form zu bieten,** nicht nur lebensfähig, sondern geradezu zündend war.

Seither hat sich unser Unternehmen mehr und mehr eingebürgert, und auf Schritt und Tritt begegnet man den schmucken Bänden, die sowohl am häuslichen Herd, als auch auf der Reise und im Bade zum unentbehrlichen Freund und Begleiter geworden sind.

Der bisher erzielte Erfolg ist uns nicht nur ein Sporn geworden, sondern macht es uns auch möglich, nicht stillzustehen, vielmehr rüstig auf der betretenen Bahn weiterzuschreiten. Mit wachsamem Auge verfolgen wir die Romanproduktion, und kein Opfer soll uns zu groß sein, wenn es gilt, ein hervorragendes Werk für unsre Sammlung zu erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von **Mrs. Praed.** Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von **H. Aïdé.** Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von **G. Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Bützung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst von Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. A. d. Italien.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bde.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus d. Italien.
Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Murray. Aus dem Engl.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Neunter Jahrgang. Band 16.

Auf steinigen Pfaden.

(Madame Villeféron jeune.)

Roman

von

Léon de Tinseau.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Dora Paul.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

In der Rue de Londres stand eine Reihe Viktoriachaisen, unter die sich hie und da die stolze Erscheinung eines Landauers mischte, vor dem Haus des berühmten Doktor Villeféron. Es war ein Donnerstag, der Konsultationstag der eleganten Welt; Dienstag und Sonnabend waren den schweren Krankheitsfällen und leichten Börsen vorbehalten.

Villeféron war zur Zeit des zweiten Kaiserreichs der gesuchteste Frauenarzt in Paris, und diese Beliebtheit war aus vielen Gründen sehr erklärlich. Er war reich; er ließ sich sehr gut bezahlen; er besaß ein Haus, das groß genug war, um darin Gesellschaften geben zu können, die Aufsehen machten, aber doch zu klein, um eine große Zahl von Einladungen dazu zu gestatten, um die man sich, gerade weil sie beschränkt waren, förmlich riß. Endlich war auch sein Konsultationskabinett jeden Donnerstag von einer Menge eleganter Damen belagert. „Man traf sich dort", was das Ideal unsrer Weltdamen und der entscheidende Grund eines großen Teils ihrer hartnäckigen Vorliebe für gewisse Dinge ist, mag es sich um wissenschaftliche Vorlesungen an der Sorbonne, oder um ein Seebad handeln.

Ich vergaß hinzuzufügen, daß der Doktor bedeutendes Talent, eine außerordentliche Erfahrung und eine Sicherheit der Hand besaß, die in gewissen Fällen an Zauberei zu grenzen schien; vor allem aber kannte er das Labyrinth der Gefühle und Thorheiten der Frauen ebenso gründlich als die physischen Verästelungen ihres Nervengeflechts. Ueberdies war er sehr mild, sehr nachsichtig gegen sie und hatte stets, je nach Wahl der Beteiligten, die Absolution des Beichtvaters oder das Madrigal des Poeten für sie

in Bereitschaft, denn er dachte ganz wie Michelet über die Natur dieser reizenden Wesen und die Ursachen von neunzehn Zwanzigsteln ihrer Krankheiten.

Endlich hatten auch Kinder, die bestimmt waren, einst eine Krone zu tragen, mit seiner Hilfe das Licht der Welt erblickt. Kurz er war ein gemachter Mann; man stritt nicht mehr für oder wider ihn; es handelte sich nur noch darum, ob man der Gunst teilhaftig wurde, von ihm behandelt zu werden, denn er wies viele Patienten zurück.

Heute war Desiré, der vertraute Kammerdiener des Doktors, zum Umfallen müde; doch beklagte er sich nicht darüber, da er schon gegen vier Uhr nachmittags ungefähr vier bis fünf Louisdors an Trinkgeld eingenommen hatte, und noch war der Tag nicht zu Ende. Alle fünf Minuten öffnete der Lakai die Thür, und eine Wolke duftiger Frühjahrstoffe füllte die enge Hausflur.

„Mein lieber Desiré! Lassen Sie mich doch sogleich vor."

„Wollen sich die Frau Baronin gefälligst in den Salon begeben."

„Sie sind nicht gescheit! Hier ist meine Karte; der Doktor läßt mich niemals warten, bis ich an der Reihe bin."

„Aber die Frau Baronin können doch nicht hier bleiben."

„Führen Sie mich in das Bücherzimmer."

„Das ist voller Leute, gnädige Frau; lauter Ausländerinnen, man hört dort kein einziges französisches Wort."

„Oder in den Speisesaal . . ."

„Man hat soeben den Thee aufgetragen. Alle Freundinnen der Frau Baronin befinden sich dort."

„Ins Billardzimmer . . ."

„Das ist überfüllt. Ich habe die Russinnen hineingeführt, und da alle diese Damen Cigaretten rauchen . . ."

„Dafür danke ich! Kurz, mein lieber Desiré, verbergen Sie mich irgendwo, und wäre es auch in der Küche, im Dienstbotenzimmer oder im Keller."

„Der Keller ist noch unbesetzt, Frau Baronin, aber auf Ehre! in der Küche habe ich jemand unterbringen müssen."

Im Speisesaal war die Unterhaltung im besten Zuge, und der Thee wie die belegten Brötchen fanden raschen Absatz. Dort befanden sich die Bevorzugten, die intimen Freundinnen des Doktors, und Desiré würde kein fremdes Gesicht hineingelassen haben, und wenn man ihm einen Hundertfrankenschein geboten hätte.

„Ach meine Liebe! Wie entsetzlich ist diese Woche des ‚Grand Prix'."

„Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Ich sollte schon seit zwei Stunden bei Soinard sein; ich bin noch bei der ersten Anprobe."

„Sie reisen am Montag ab?"

„Versteht sich. Am Sonntag um sieben Uhr bringen mich meine Pferde von Longchamps zurück; um neun Uhr werden sie aufs Land abgeführt, und am nächsten Morgen sind wir alle unterwegs."

„Sie gehen dieses Jahr nach Lüchon?"

„Vielleicht nach Aix; wenn nicht etwa Villeféron ..."

„O! Villeféron meine liebe Freundin, unter uns gesagt! ... Ich sagte Lüchon, weil ich einem gewissen Jemand begegnet bin, der aufs Telegraphenamt ging, um ein Zimmer bei Saccaron zu bestellen, und, je nun ... daraus schloß ich, daß Sie nicht nach Aix gehen werden."

In einer Fensternische plauderten zwei vertraute Freundinnen leiser miteinander.

„Dieser Villeféron ist ein merkwürdiger Mann, meine Liebe! Vor drei Monaten glich ich einer Leiche. Ich hatte keine Kraft und keinen Appetit mehr, keine Farbe, kein Leben, keine ... kurz, ich schwand hin, ohne zu wissen warum. Villeféron sieht mich an — O! der Mann hat einen Blick! — und sofort hat er mir alles erklärt, was ich empfand. Der Mann ist wunderbar! Und nicht die Spur von Unschlüssigkeit über die Ursache meiner Krankheit. ‚Das ist's' und je nun, meine Liebe, ‚das' war's."

„Ach, bei ihm ist's immer das; man mag abmagern, oder fett werden, rot oder blaß aussehen, man mag Migräne oder Wadenkrampf haben ... immer ist's das."

„Der beste Beweis dafür, daß er recht hatte, ist, daß ich nach acht Tagen ein andrer Mensch war."

„Die Kur ist widerwärtig."

„Das finde ich nicht; Villeféron hat eine so zarte Art und Weise, er ist so anständig! Man gewöhnt sich daran und sogar ... Sehen Sie, die Fürstin kommt jede Woche her, und doch bedarf sie seiner ebensowenig als dieser Tisch da."

„Oh! eine Russin!"

Im Salon, wo die neuen Klientinnen eingepfercht waren, wurde eine andre Art von Unterhaltung geführt.

„Da ist ja das berühmte Gemälde von Millet, wofür

er dreißigtausend Franken bezahlt hat. Was da, allein auf diesen vier Wänden für Geld steckt!“

„Mein Gott, gnädige Frau, wenn man sich dreitausend Franken zahlen läßt für eine einfache ...“

„Dreitausend Franken, gnädige Frau? Ja, wenn er der Operation mit den Händen in der Tasche zusieht; aber sobald sie im geringsten verwickelt wird, handelt es sich nicht mehr um dreitausend Franken, sondern ums Doppelte. Und dann wird er auch zu Fürstinnen an auswärtige Höfe berufen, und da geht's ins Schrankenlose. Ich sage Ihnen, gnädige Frau, Doktor Villeféron nimmt jährlich seine dreimalhunderttausend Franken ein.“

„Und doch versichert man, daß er keinen Sou zurücklege. Die Gemälde und Nippes, seine Diners, die vier oder fünf Soireen, die er im Winter gibt, wo sich die Künstler des Théâtre français, die Sänger der großen — und der italienischen Oper produzieren ...“

„Bah! Jene Weiber sind alle seine Patientinnen.“

„Allerdings; aber die Männer! Und übrigens ist er auch ganz und gar grand Seigneur, sogar ein wenig zu sehr. Diesen Winter wurde er aufs Schloß einer Freundin von mir gerufen, um seinen Beruf auszuüben; während eines Zwischenaktes wird er von der Schwester der jungen Mutter, die der Feierlichkeit beiwohnte, konsultiert. Man will die Konsultation besonders bezahlen, doch der Doktor weigert sich. Darauf hin schickt man an seinen Sekretär fünf Louisdor. Am nächsten Tage erhält die Dame einen Blumenkorb mit Rosen im Werte von zwei- bis dreihundert Franken, in deren Mitte die Empfangsbescheinigung für die fünf Louisdor stak.“

„Nun das ist ein Mann, der gewiß viele Abenteuer hat.“

„So dumm ist er nicht! Sein Ansehen beruht eben darauf, daß er keine hat. Oder sollte er vielleicht welche haben, so werden weder Sie noch ich etwas davon erfahren. Uebrigens vergöttert er auch seine Frau und seinen Sohn.“

Währenddem fand in einem kleinen Zimmer des dritten Stocks eine ernstere Unterhaltung statt.

Doktor Villeféron in höchst eigener Person war soeben dort eingetreten, und zwar etwas außer Atem, weil er die Dienerschaftstreppe rasch erstiegen hatte, um jeder Begegnung auszuweichen.

„Gott sei Dank. Du bist zu Haus! Ich fürchtete schon, weil du heute frei hast. ... Was thust du denn?“

„Ich lese, Papa; du weißt, daß mir das Freude macht, und dann habe ich auch keine Lust, bei dieser Hitze spazieren zu gehen."

„Du wirst aber dennoch spazieren gehen müssen; höre mir aufmerksam zu, Maurice."

Der junge Mensch, ein hoch aufgeschossener Gymnasiast von vierzehn Jahren, mit lebhaften, geistsprühenden Augen, blickte seinen Vater etwas beunruhigt an, denn der berühmte Villeféron sah nicht oft so aufgeregt aus.

„Ich stehe einem Fall gegenüber, der mich sehr in Verlegenheit setzt," sagte er.

„Und darum bist du zu mir gekommen?" meinte Maurice mit der natürlichen Spottlust des jungen Parisers.

„Ja, darum. Denke dir, daß ich eine Wahnsinnige in meinem Kabinett habe."

„Potztausend!" rief der Schüler aufspringend und griff nach seinem Hut. „Die wird bei all deinen Kinkerlitzchen bald für ein schönes Stück Geld zerbrochen haben. Ich will rasch die Polizei holen."

„Wir brauchen keine Polizei. Augenblicklich ist das arme Geschöpf ruhig; sie ist noch im letzten Stadium der Inkubation, aber morgen, vielleicht schon heute abend kann der Wahnsinn zum Ausbruch kommen."

„Was ist da zu thun?"

„Das ist eben das Schwierige, denn sie weigert sich, ihren Namen zu nennen und ihre Wohnung anzugeben. Ich weiß nur, daß sie ganz in der Nähe von Paris wohnt. Das schlimmste aber ist, daß sie ihre kleine Tochter, ein liebreizendes Kind, bei sich hat, die sie mit Blicken ansieht, die mich ängstigen. Du hast also folgendes zu thun: Du wirst auf die Straße hinunter gehen und Mutter und Tochter dort erwarten; wirst ihnen folgen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie nach Hause zurückkehren. Du wirst sie überwachen, um im Notfalle ein Unglück zu verhüten, und wenn sie zu Hause angelangt sind, wirst du dich dem Gemahl der Dame vorstellen und ihm diesen Brief überreichen, in dem ich ihn von dem Zustand seiner Frau benachrichtige, worauf du, da dann dein Auftrag erfüllt ist, zu mir zurückkehren wirst."

„Und wenn nun kein Gemahl vorhanden ist?"

„Es ist einer vorhanden; ich habe mich danach erkundigt. Jetzt mach, daß du fort kommst; ich werde die Dame verabschieden, und im übrigen sieh selbst zu, wie du fertig wirst."

Maurice gehorchte, aber ohne Begeisterung. Er nahm Hut und Handschuhe und folgte seinem Vater, während er im stillen dachte: „Das ist ein netter Auftrag! Bei einer Hitze, die meinem Professor der Mathematik ein hitziges Fieber zuziehen könnte! Die Tollheit wird zum Ausbruch kommen, so viel ist gewiß.“

Und instinktiv faßte er sich an den Hals, als fühle er schon, wie die Hand einer Verrückten ihn wütend umklammerte.

Indessen schlenderte er zwei Minuten darauf mit gleichgültiger Miene auf dem Bürgersteig der Rue de Londres hin und her, das Schaufenster eines Photographen musternd, während er zugleich die Fassade des väterlichen Hauses im Auge behielt. Bald wurde die Thür geöffnet und eine Dame nebst einem kleinen Mädchen traten auf die Schwelle. Der Doktor begleitete sie bis auf die Straße, um sich zu überzeugen, daß der junge Aufseher auf seinem Posten war; als er sich darüber beruhigt sah, verabschiedete er sich von der Dame, und während er sie grüßte, warf er seinem Sohne einen Blick zu, der deutlich sagte:

„Da sind sie! Mach' deine Sache gut.“

Die Unbekannte ging mit raschen Schritten die Rue de Londres hinab und bog dann links in die Rue d'Amsterdam ein. Sie war — so kam es Maurice wenigstens vor — heftig aufgeregt und sprach während des Gehens mit lebhaften Gebärden vor sich hin, ohne sich um das Kind zu kümmern, das, so schnell es seine Beinchen vermochten, neben ihr herlief.

Schon war die geheimnisvolle Patientin des Doktor Villeféron an der gefährlichsten Stelle, mitten auf der Place du Havre angelangt; jeden Augenblick wurde sie von Wagen gestreift, die sie nicht zu sehen schien, wie sie auch dem Anschein nach für die, bald in Schimpfworte ausartenden Warnungsrufe taub war, die ihr die schweißtriefenden Kutscher von allen Seiten zuschrieen. Plötzlich blieb sie mit ungestümer Bewegung stehen und schlug sich vor die Stirn; dann wandte sie sich um und schlug den Weg nach dem Bahnhof ein, an dem sie offenbar unbewußterweise vorüber gegangen war. Im selben Augenblick kam eine herrschaftliche Equipage im schnellsten Trab gerade auf das sich selbst überlassene Kind zu. Glücklicherweise war Maurice zur Hand. Während die Kleine den Kopf verlor, einem Vorübergehenden zwischen die Füße lief und zu Boden fiel, packte Maurice

das sich schon unter dem heftigen Anziehen der Zügel bäumende Pferd am Zaum, dann, auf die Gefahr hin selbst getreten zu werden, bückte er sich mit wunderbarer Geschicklichkeit, hob das weinende Püppchen auf und trug es auf seinen Armen der Mutter entgegen, die wieder zu sich gekommen war und ein verzweifeltes Geschrei erhob.

Als Maurice ihr jedoch das Kind lebend und unversehrt gezeigt hatte, verwandelte sich ihr Schreien in Schluchzen, und wäre der Doktor Villeféron zugegen gewesen, so hätte er gewiß diese Thränen gesegnet, die ihre Nerven beruhigten, aber der Sohn des gelehrten Mannes würde mit Freuden den ganzen Inhalt seiner schmächtigen Börse hingegeben haben, um hundert Meilen weit von hier zu sein. Von einem Kreise von etwa sechzig Personen umgeben, die alle etwas thun oder sagen wollten, mußte er für eine halb ohnmächtige Frau und für ein durch seinen Fall hilflos gewordenes Kind Sorge tragen, die seiner Obhut anvertraut waren, und um das Unglück voll zu machen, brachten ihm die wenigen Zuschauer; die etwas von dem Vorgefallenen begriffen hatten, eine öffentliche Huldigung dar. Von dem Wunsche beseelt, der Sache sobald als möglich ein Ende zu machen, nahm er das Kind auf den einen Arm, schob den andern unter den Arm der Mutter und eilte, so schnell er vermochte, nach dem Wartesaal des Bahnhofes. Kaum hatte er sich von der ihn umdrängenden Menge losgemacht, so fragte er etwas atemlos: „Wohin fahren Sie, gnädige Frau?“

Das Kind, das sich schon wieder von seinem Schreck erholt hatte, beantwortete seine Frage: „Nach Maisons-Lafitte.“

Zwei Minuten darauf saßen die drei Reisenden allein in einem Coupé des abfahrenden Zuges, und Maurice, der sich an die Warnung seines Vaters erinnerte, hatte vorsichtigerweise zwischen der Unbekannten und ihrer Tochter Platz genommen.

Zweites Kapitel.

Die Reisenden waren noch nicht an der Brücke von Asnières angelangt, als der junge Gymnasiast schon der intime Freund des kleinen Mädchens geworden war, das er gerettet hatte. Er erfuhr bald, daß sie Helene von Rennefort hieß, daß sie sechs und ein halbes Jahr alt sei und in einem hübschen Hause mit vielen Blumen wohne.

„Du hast doch einen Papa?"

„Gewiß; ich habe einen Papa, der den ganzen Tag in einem Buche liest."

„Hast du Geschwister?"

„Nein; aber ich habe einen Hund, der Pompejus heißt; mit dem spiele ich Versteckens. Du mußt auch mit uns spielen; aber heute abend werde ich vielleicht nicht spielen können, mein Knie thut mir so weh!"

Helene war eine reizende kleine Person mit durchsichtigem Teint, einem schon scharf markierten Näschen, goldbraunen Haaren und kohlschwarzen Brauen, die unter einer niedrigen Stirn fast zusammentrafen. Ihre prachtvollen Augen hatten einen seltsam tiefen Blick, und obgleich Maurice, wie man sich denken kann, kein scharfer Beobachter war, so fiel ihm doch, ohne daß er sich dessen recht bewußt ward, der schon ausgesprochen zärtliche Charakter auf, der aus den großen schwarzen Augen sprach.

„Du bist erst sechs und ein halbes Jahr alt?" fragte er.

„Nicht älter, nicht wahr, Mama?" erwiderte Helene.

Frau von Rennefort hatte währenddem noch immer leise in ihr Taschentuch geweint, zur großen Befriedigung Maurices, den dieser stille Schmerz beruhigte. Bei der Frage ihrer Tochter enthüllte sie ihr Gesicht und schien über den Reisegefährten zu erstaunen, der neben ihr saß. Als sie sich jedoch seiner erinnerte, erhellte sich ihr Antlitz und ein Strahl geistigen Verständnisses durchleuchtete es, gleich wie die Sonne für einen Augenblick aus dunkeln Wolken bricht, ehe sie hinter ihnen untergeht. In ihren Zügen, welche die Spuren einer vorzeitig verblühten Schönheit trugen, wandelte sich der Ausdruck großer Sanftmut plötzlich in den einer angstvollen unsäglichen Trauer um; man las in ihnen das zweifellos unbewußte letzte Lebewohl von dem kostbarsten Gut des Lebens. Sie drückte ihre Tochter ans Herz, bedeckte sie mit Küssen und sagte mit einer metall-

reichen Stimme, an der man die Ausländerin erkannte: „Helene, hast du deinem Freund einen Kuß gegeben? Ohne ihn wärest du jetzt tot; du mußt ihn sehr lieb haben, mein Kind.“

Das kleine Mädchen, das eine instinktive Rührung empfand, holte das Versäumte sehr höflich nach; im selben Augenblick hielt der Zug vor einem Bahnhof, der zwischen zwei Böschungen versteckt lag; es war die Station Maisons-Lafitte.

Maurice seufzte erleichtert auf; der gefährlichste Teil seines Auftrags war erfüllt, wenn auch noch der traurigste zu erfüllen blieb, denn er hatte einen Brief in seiner Tasche, der ihm centnerschwer auf dem Herzen lag.

„Der arme Herr von Rennefort!“ dachte er, „Gott gebe, daß dieser Schlag ihn nicht zu unvermutet trifft.“

Die kleine Helene konnte ihr Knie, das schon schrecklich geschwollen war, durchaus nicht gebrauchen; es mußte ein Wagen genommen werden, der die drei Reisenden bald ans Ziel ihrer Fahrt brachte.

Durch das gußeiserne, weiß angestrichene Gitterthor sah man im Vordergrund einen kleinen Blumengarten. Rechts standen unter einer zur Laube gezogenen Platane einige Gartenstühle um einen mit Spielzeug und Büchern bedeckten Tisch. Im Hintergrund erhob sich das Häuschen, zu dem eine kleine Freitreppe von drei Stufen führte, auf deren oberster ein Hund — wahrscheinlich Pompejus — mit der Schnauze zwischen den Pfoten, schlief, während durch das offene Fenster des ersten Stockwerks ein grauhaariger Kopf sichtbar war, der sich über irgend welche Arbeit beugte.

Seit fünf Jahren lebte Herr von Rennefort in diesem Hause und brachte den größten Teil des Tages vor diesem Tische zu, an dem er sein großes Werk über „Die Wanderungen der Künste“ schrieb.

„Es ist ein schönes Buch,“ sagte er traurig zu den wenigen Freunden, die ihn besuchten. „Wenn ich es einst veröffentlichen kann. . . . Aber wird mir dies möglich werden? . . . Ich habe so selten Glück in meinem Leben gehabt.“

„Es ist ein schreckliches Geheimnis um das Unglück, das manche Menschen von der Wiege bis zum Grabe verfolgt und sie dazu verdammt, jede Blüte, die sie berühren, welken zu sehen. Die Religion wie die Philosophie und

der Mut verbieten uns, an ein solch fatalistisches Unglück zu glauben, und dennoch! ...“

Und dennoch alterte Herr von Rennefort, der arbeitsame Gelehrte, das edle Herz, der vornehme Geist, nach einer langen mühseligen Laufbahn eines Konsuls hier in Einsamkeit und beschränkten Verhältnissen. Und welche Konsulate hatte er bekleidet? All die gefährlichsten, entlegensten, ungesundesten Posten waren ihm zugefallen, so daß er mit fünfundvierzig Jahren seiner Carriere entsagen mußte, weil seine Kräfte nicht mehr dazu ausreichten, gerade als er, etwas spät, seine letzte Karte auf dem grünen Teppich der Hoffnung ausgespielt hatte, indem er im Auslande ein junges schönes Mädchen heiratete.

Eines Tages war er nach Maisons-Lafitte geraten — Gott weiß, warum gerade da- und nicht wo andershin — um sich hier zur Ruhe zu setzen, das heißt hier die aller Wahrscheinlichkeit nach beschränkte Anzahl von Jahren zu verleben, die ihm noch vergönnt waren. Von seinen langen Wanderungen brachte er ein mäßiges Vermögen, eine viel jüngere und, obgleich leidend, sehr schöne Frau, ein noch nicht zweijähriges Töchterchen und das Material zu seinem Buche über „Die Wanderungen der Künste“ mit.

In seinem neuen Wohnort, den er lebend nicht mehr zu verlassen glaubte, galt er für einen Gelehrten und für ein Original. Man nannte ihn „Herr Konsul“, und er hatte von seinem früheren Berufe her ein diplomatisches, etwas kühles Benehmen beibehalten. Außerdem hatte das ihn hartnäckig verfolgende Unglück ihm eine Art verschämter Schüchternheit verliehen, ähnlich der linkischen Unbeholfenheit der Leute, die sich bewußt sind, daß sie keine Porzellantasse und keinen Nippesgegenstand auf einer Etagere anrühren können, ohne Unheil anzurichten. Kurz, er hatte unter seinen Nachbarn einige Bekannte, aber keinen einzigen Freund erworben.

Als Herr von Rennefort seine Frau und Tochter in einem Wagen zurückkehren sah, zweifelte er keinen Augenblick, daß ein Unglück geschehen sei, und war fast erstaunt, als er hörte, daß es sich nur um ein zerschlagenes Knie handelte. Der arme Mann wußte das Schlimmste noch nicht. Maurice erzählte die Geschichte ad usum Delphini, indem er sich vorbehielt, sie zu rechter Zeit und am rechten Ort zu vervollständigen. Er errötete währenddem sowohl aus Bescheidenheit, als aus Scham über seine Lüge, denn

er besaß schon Wahrheitsliebe und haßte Selbstlob. Ich weiß nicht, ob er sich seitdem diese Laster abgewöhnt hat, wenigstens war er — wie man in der Folge sehen wird — lange Zeit damit behaftet.

„Mein liebes Kind," sagte Herr von Rennefort, als Mutter und Tochter sich entfernt hatten, „wie heißen Sie?"

„Maurice Villeféron," antwortete der junge Held erblassend, denn er fühlte, daß der verhängnisvolle Augenblick gekommen sei.

„Villeféron? Sind Sie etwa ein Sohn des Arztes?"

„Ja, Herr von Rennefort. Kennen Sie meinen Vater?"

„Jedermann kennt ihn dem Namen nach, mein junger Freund. Er ist ein geschickter Mann, und wenn meine Frau mir gefolgt hätte, so würde sie ihn schon längst konsultiert haben."

„Aber Sie hat ihn ja heute konsultiert. Es war kein Zufall, Herr von Rennefort, daß ich zugegen war, als das Unglück geschah. Mein Vater hatte mir befohlen, Frau von Rennefort zu folgen und ihrem Gemahl dies Schreiben einzuhändigen."

Der Konsul nahm den Brief und wendete ihn einen Augenblick in seinen zitternden Händen hin und her. Sicherlich barg dieses Couvert ein Unglück, aber welcher Art? Ach, könnte man doch den Schmerz für immer im Bann halten, wenn man ein Siegel unerbrochen läßt!

Maurice fühlte Mitleid mit dem Manne, dessen Blick sich trübte, während Angstschweiß seine Stirne netzte.

„Lesen Sie rasch, solang Sie allein sind, mein Herr," sagte er.

Der Brief des Doktor Villeféron lautete folgendermaßen:

„Die Dame, die mich soeben konsultiert hat, ist schon seit langer Zeit mit einem Gehirnleiden behaftet, über dessen Natur und Ursache ich ohne weitere Auskunft nichts Genaueres bestimmen kann. Sicher ist nur, daß die Krankheit, die bis jetzt nicht offen zu Tage trat, von einem Tag zum andern, ja vielleicht von einer Stunde zur andern auszubrechen droht. Dieser Ausbruch kann nicht allein für die Kranke selbst, sondern auch für ihre Umgebung und ganz besonders für ihre Tochter die gefährlichste Form annehmen. Ich halte es also für meine Pflicht, vor jeder weiteren Untersuchung — falls ich damit betraut werden sollte — dem dazu Berechtigten den Ernst der Lage klar zu machen,

da von jetzt an die sorgsamste Ueberwachung der Kranken notwendig ist.“

„Meine arme Frau!“ seufzte Herr von Rennefort mit einer Ergebung, über die Maurice, der einen leidenschaftlichen Verzweiflungsausbruch erwartet hatte, erstaunte. „Sie klagte immer über ihre Nerven. Wohl zwanzigmal habe ich in sie gedrungen, Ihren Vater zu konsultieren, ohne etwas zu erreichen. Heute nun geht sie, ohne jemand etwas davon zu sagen, unter einem Vorwand nach Paris, das sie nicht dreimal im Jahre besucht. Sie geht stracks zu Ihrem Vater und konsultiert ihn in geheimnisvoller Weise. ... Scheint Ihnen dies allein nicht schon ein schreckliches Symptom zu sein?“

Maurice, der sehnlichst fortzugehen wünschte, antwortete, während er nach der Thür schielte: „Ich hoffe, daß mein Vater sich täuscht, Herr von Rennefort. Ich aber wäre unbescheiden, wenn ich länger hier verweilte, und wenn Sie erlauben ...“

„Mein junger Freund, ich hätte Sie gern einige Stunden hier zurückgehalten, um Ihnen für die Lebensrettung des Kindes zu danken; aber ich muß an meine unglückliche Frau denken. Eilen Sie zu Ihrem Vater zurück und schwören Sie mir, daß er spätestens morgen hier sein wird.“

„Mein Herr,“ sagte Maurice, der Gott weiß was geschworen hätte, um nur loszukommen, „rechnen Sie auf den Besuch meines Vaters; ich verspreche ihn in seinem Namen.“

Und damit eilte er fort; alles in allem genommen war er sehr glücklich über die Erledigung seines schwierigen Auftrags, besonders aber schrecklich hungrig, denn in seinem Alter haben alle Gemütsbewegungen diese Wirkung.

Am nächsten Donnerstag sagte Doktor Villeféron zu seinem Sohn: „Die kleine Rennefort verlangt ihren Lebensretter zu sehen, und ich habe ihr versprochen, daß du sie heute besuchen wirst.“

„Und wie steht's mit der Mutter?“

„O, die Mutter! ...“

Mehr sagte Villeféron nicht, aber die Gebärde, die seine Worte begleitete, gab ihnen die Bedeutung eines unwiderruflichen Verdammungsurteils.

Maurice fand seine Freundin Helene im Garten im Schatten der Platane liegen. Auf einem Stuhl neben ihr saß Pompejus mit ernster Miene und schien sich in der

Jacke und unter der Nachthaube, die ihn als alte Frau verkleideten, tief gedemütigt zu fühlen. Eine große Brille auf der Nase des Tieres vervollständigte die Maskerade.

„Sieh, wie komisch er aussieht!" rief das Kind, noch ehe sein Freund das Gitterthor wieder geschlossen hatte. „Pompejus, daß du dich nicht unterstehst, dich vor den Leuten zu kratzen!"

„Was macht dein Knie?" fragte Maurice, nachdem er höflicherweise dem Pudel seine Bewunderung gezollt hatte.

„Es ist sehr schlimm; es sieht ganz blau und braun aus; übrigens sieh dir's selbst an."

„Du kannst nicht gehen?"

„Nein; auch langweile ich mich schrecklich, umsomehr, da ich nicht zu Mama darf, die in ihrer Stube zu Bett liegt."

„Und dein Papa?"

„Der liest immer in seinen Büchern und hat rote Augen. Wirst du lange bei mir bleiben?"

„Sehr lange, wenn du willst."

„Versteht sich, daß ich will. Nun, dann setz' dich dorthin und ziehe Pompejus aus."

„Und was soll ich nun thun?"

„Jetzt wirst du mir eine Geschichte erzählen, da ich nicht laufen kann."

„Hm! Geschichten erzählen! In Gymnasien lernt man gerade keine Geschichten, die ein kleines Mädchen interessieren können. Doch warte, jetzt weiß ich eine."

Die Geschichte, die Maurice erzählte, war aus dem Homer gestohlen, denn damals lasen ihn die Schüler noch; aber mochte sie auch gestohlen sein, so gefiel sie doch so, wie ich wünsche, daß diese Geschichte gefallen möge, und als der junge Rhapsode geendet hatte, rief Helene, in die Hände klatschend: „Andromache! Das ist komisch; meine Bonne heißt Andromachi."

„Und du heißt Helene? Das ist in der That komisch. Aber apropos, wo bist du denn geboren?"

„Weit, sehr weit von hier; in Smyrna."

„Du bist in Smyrna geboren? Nun dann ist die schöne Helena vielleicht deine Pate; übrigens siehst du ihr auch ähnlich."

„O nein," antwortete die Kleine ernsthaft, „meine Pate heißt Tante Athina."

Als die beiden Freunde sich trennten, mußte Maurice

feierlich versprechen, am nächsten Donnerstag wiederzukommen; aber an diesem Tag bekam er Stubenarrest. Acht Tage später regnete es den ganzen Tag, und nachher kam die Zeit der Jahresprüfungen, und der junge Gymnasiast, der ein sehr fleißiger Schüler war, verbrachte seine freie Zeit über den Büchern. Er erhielt einen Teil der Prämien, die in seiner Klasse ausgeteilt wurden, reiste zur Belohnung mit seiner Mutter in die Schweiz, wie ihm versprochen worden war, und machte hierauf in der Provinz eine Rundreise zu Onkeln und Tanten. Endlich, als ihn wenige Tage vor dem Wiederbeginn der Schule der Zufall auf einer Landpartie nach Maisons-Lafitte führte, entriß er sich auf einige Minuten den Genüssen eines Gabelfrühstücks im Walde, um an das Gitterthor der Renneforts zu laufen und dort zu klingeln.

Aber seine schon erhobene Hand sank wieder herab, ohne den Messingknopf berührt zu haben, denn sein Blick war auf eine ausgehängte Tafel mit den Worten oder vielmehr mit dieser Grabschrift eines Familienglücks gefallen:

„Dies Haus ist zu verkaufen.“

Und die verlassene Wohnung mit den geschlossenen Fensterläden auf den grasüberwucherten Alleen des Gartens sah in der That so sehr nach einem Grabe aus, daß es eine gute halbe Stunde dauerte, bis Maurice seine gewöhnliche Heiterkeit wieder fand.

Drittes Kapitel.

Der Doktor Villeféron erzog seinen Sohn mit einer seltsamen Mischung von gebieterischer Autorität und Freiheit, was die Art und Weise des Gehorchens anlangte. Er stellte das Prinzip mit unbeugsamer Strenge auf, für die Anwendung aber verließ er sich auf den Verstand und die Aufrichtigkeit des Kindes und wiederholte ihm oft den Spruch, der selbständige Menschen bildet: „Hilf dir selbst!“

Maurice hatte übrigens schon von Natur den Trieb, sich selbst zu helfen. Mit fünf Jahren zeigte er schon seinen frisch aus der Provinz angelangten Wärterinnen den Weg zum besten Kuchenbäcker, und später sagten seine Schulkameraden von ihm: „Villeféron kann man nichts anhaben. Wenn er seine Sache weiß, so antwortet er nicht schlechter als ein andrer, wenn er sie aber nicht weiß, so nimmt der Professor die Brille ab, um ihn besser zu hören.“

Was sie aber nicht sagten, war, daß ein Erfolg dieser Art Maurice gegen sich selbst erboste, und daß, wenn er abends ins väterliche Haus zurückkehrte, er stundenlang studierte, um das zu lernen, was er am Morgen zu wissen vorgegeben hatte. Er war, was man in der Schulsprache einen „Gerechten“ nennt, der sich eher hätte aus der Klasse fortjagen lassen, als daß er eine unverdiente schlechte Zensur eingesteckt hätte, dem aber auch im Gegenteil ein unredlich errungenes Lob nicht die geringste Freude machte; es war ihm nichts daran gelegen, daß ihn jedermann mit Lob überschüttete, wenn er selbst nicht mit sich zufrieden war.

Als er alt genug war, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, — wozu er nur eine Treppe hinabzusteigen und in den Salon seiner Mutter zu treten brauchte — überkam ihn von Anfang an die Empfindung einer großen inneren Leere; er ging außer sich zu Bett, wenn er dem Erfolg eines sich mit fremdem Witz brüstenden Dummkopfs beigewohnt hatte, der einen ganzen Abend lang vier wahrhaft intelligente Männer nicht hatte zu Wort kommen lassen.

Besonders empörte ihn aber, als er erst gelernt hatte, die Frauen unter ihrer Maske zu durchschauen, daß eine alte geschminkte und bemalte Kokette oft mehr als eine wirkliche Schönheit, unter deren Hülle ein redliches, gutes Herz schlug, verdunkelte. Er hatte jedoch das Glück weder ein Menschenfeind, noch, wie man heute sagt, ein Pessimist zu werden; er wurde einfach ein verständiger, aufrichtiger Mensch, den andre nicht leicht befriedigten, der aber ganz besonders streng gegen sich selbst war und jene vorgefaßten Meinungen, blind angebeteten Götzen und konventionellen Grundsätze gründlich verachtete, die für die Lebensweise das sind, was eine Karte mit vorgeschriebener Reiseroute für einen Ausflug ist.

Er zeigte dies deutlich genug, als er, nach einer Disputation, die einiges Aufsehen in der Fakultät machte, mit

fünfundzwanzig Jahren Doktor der Medizin geworden war, indem er seine Absicht kund gab, Dienst in der Kriegsmarine zu nehmen.

„Bei Gott!" sagte ihm sein Vater, — „auf diesen Streich war ich nicht gefaßt, und ich gehe jede Wette mit dir ein, daß unter allen jungen Aerzten deines Alters, die auf Dampf- oder Segelschiffen das Meer durchkreuzen, kein einziger ist, der sich nicht für den glücklichsten aller Menschen hielte, wenn er deine Stellung hätte."

„Das glaube ich wohl! Aber es handelt sich gar nicht darum, meine Stellung jemand zu überlassen; so Gott will wirst du sie mir eines Tages — und zwar so spät als möglich, geben. Aber was sollte ich unterdessen in Paris thun? Möchtest du, daß man von mir sagte wie von einem gewissen jungen Advokaten unsrer Bekanntschaft: ‚Es ist der Sohn von dem, der Talent hat'?"

Was Maurice nicht eingestand, war, daß ihm das Haus seines Vaters traurig vorkam wie alles, was außer Mode gekommen ist. Für die hauptsächlichsten Patientinnen Villeférons war die große Krisis von 1871 eine viel viel ernstere Krankheit gewesen, als die kleinen Wehwehs, die sie in der Rue de Londres kurieren ließen. Viele waren aus Paris verschwunden, andre waren durchs Alter geheilt worden, oder sie besaßen nicht mehr die Mittel, um krank zu sein. An die Stelle des verschwenderischen Kaiserreichs war die sparsame Republik getreten, und Desiré, dessen Haar silberweiß geworden war, bemerkte es wohl an den ebenfalls zu Silber gewordenen Münzen, die hie und da den konsultierenden Damen entschlüpften, in deren Händen man keine Goldstücke mehr sah.

Die Salons des Doktors, die früher zu eng für die Zahl der sich drängenden Gäste waren, wurden jetzt geräumig genug, um ein paar Spieltische darin aufzustellen. Außerdem war Villeféron durch gewisse dynastische Erinnerungen der delikatesten Art eine kompromittierende Persönlichkeit, und mancher junge, ehrgeizige Politiker wäre lieber ohne Nachkommen gestorben, als daß er ihm seine Frau im Wochenbett anvertraut hätte. Endlich hatten einige in der Blüte ihrer Jahre stehende Kollegen neue Krankheiten erfunden, die den alten den größten Abbruch thaten.

Villeféron, der jetzt weniger beschäftigt und folglich auch weniger reich, obwohl noch immer einer der reichsten Aerzte war, überließ sich mit immer wachsender Leidenschaft

seinem Hang zum Sammeln von Kunstwerken, einer Liebhaberei, die sein Sohn nicht teilte.

„Ich glaube nicht mehr an die Kunst," sagte der junge Mann, „seitdem ich gesehen habe, daß du ein Bild, für das du einen ungeheuren Preis bezahlt hattest und vor dem drei Jahre lang halb Paris vor Entzücken in Ohnmacht fiel, als falsch in die Rumpelkammer verbanntest. Was ist denn demnach das Schöne? Eine Namensunterschrift? Dann ist ein Gemälde nichts weiter als eine größere und buntere Banknote, die man nachahmen kann, ohne auf die Galeere zu kommen."

Hiernach kann man erraten, was Maurice von der Politik und ihren falschen Berühmtheiten hielt, die mit großem Pomp aus der Provinz nach Paris kommen.

Was die Frauen anbelangt, so schreckten ihn die einen durch ihr Alter oder durch den Ruf ihrer Abenteuer zurück; die andern, seine Zeitgenossinnen verblüfften ihn durch ihre Unhöflichkeit. Er konnte sich nicht an den kaum bemerkbaren, impertinenten Gruß, die gelangweilte Miene und den kühlen Händedruck dieser jungen Mädchen und Frauen gewöhnen, die nicht mehr zuzuhören verstehen und nicht viel zu antworten wissen. Er war sogar so geschmacklos, sich nach den graziösen Manieren der Frauen der älteren Generation zu sehnen, die, wenn sie das Alter erreicht hatten, wo der Wunsch, zu gefallen, lächerlich wird, nichts destoweniger noch liebenswürdig zu sein wünschten, und auch wirklich liebenswürdig waren.

Doktor Villeféron bekämpfte die Absicht seines Sohnes nicht lange.

„Du bist fünfundzwanzig Jahr und Doktor der Medizin, sagte er; du mußt also thun dürfen, was dir beliebt, wohlverstanden jedoch mit der Ausnahme, das nicht zu thun, was in jedem Alter verboten ist. Ich habe so wie so oft zu deiner Mutter gesagt: ‚Maurice ist lebhaft, unternehmend und kühn; ich sehe ihn noch nicht sein Leben lang in einem Konsultationszimmer oder in einem Hospital sitzen und Rezepte kritzeln'."

Kurze Zeit darauf hatte Maurice seine Ernennung zum Marinearzt in der Tasche und reiste, — so stolz auf seine Tressen und seinen amarantfarbenen Sammetkragen, als sei er nur auf sein Diplom und sein Besteck angewiesen, um sich sein Brot zu verdienen, — nach einem Hafenplatz ab, um dort seinen Dienst anzutreten.

Im Dezember des Jahres 188 . . . wurde er auf dem Aviso Le Dumont d'Urville eingeschifft, der beordert war, in der Levante auf Station zu liegen, und gegen das Ende desselben Monats langte er, nach seiner ersten Seereise, mit Tagesgrauen auf der Reede von Smyrna an.

Das Wetter war schön, aber kalt. In seinen Regenmantel gehüllt, betrachtete der junge Doktor den erhabenen Anblick, der sich ihm darbot, mit den Augen eines Menschen, der noch nicht übersättigt vom Reisen ist.

Schon hatte der Dumont d'Urville zu seiner Rechten das Schloß von Smyrna hinter sich gelassen, das stolz vor einer mit Oelbäumen bepflanzten Ebene steht, der die kühn aufstrebenden Gipfel der Deux Frères als Hintergrund dienen. Nun sah man die ganze Stadt mit ihren prächtigen Quais, die von den alten, durch die ehemalige genuesische Festung beherrschten Stadtteilen ausgehen und sich in einer anmutigen Kurve unabsehbar hinziehen. Zuerst gewahrte man die Regsamkeit und das Gedränge eines der größten Handelshäfen der Welt; das vielzüngige und vielfarbige Gewimmel der Mannschaften von zweihundert Schiffen, die mit dem menschlichen Ameisenhaufen der Docks Waren, Ungeziefer und Flüche aller fünf Weltteile austauschten.

Dann nahmen die Gebäude nach und nach eine andre und zierlichere Gestalt an und wurden endlich zu prächtigen Hotels, untermischt mit jenen, in der ganzen Welt berühmten Cafés chantants, deren mit Blumen geschmückte Terrassen längs des Quais prangen.

Zur Linken, mehrere Meilen ins Meer hinaus ragend, schien die Hal' .sel Cordelia den Horizont mit einem schmalen dunkelgrünen Streifen zu umsäumen.

Nach endlosen Signalen und vielen Hin- und Herfahren der Boote, sowohl ans Land als an Bord des französischen Admiralschiffs, nach allerlei Schwenkungen vor- und rückwärts, drehte sich endlich gegen Mittag die Schraube des Dampfers zum letztenmal und der Dumont d'Urville löschte sein Feuer, denn sein Aufenthalt in Smyrna sollte von längerer Dauer sein. Zwei Stunden darauf brachte ein Boot mehrere beurlaubte Offiziere vom Bord des Avisos nach der Stadt, und unter ihnen befand sich auch Maurice Villeféron, der auf den Hängematten seiner Krankenkajüte nur einen Matrosen zurückließ, der sich am Abend vorher beim Arbeiten im Mastwerk eine leichte Verletzung zugezogen hatte. Bald legte das Boot an der Treppe des

französischen Konsularhotels an, und die jungen Leute erklommen mit großen Schritten die Stufen, die zu dem mit majestätischen Platanen bepflanzten Platze Limanachi führen. Hier kamen einst — in jener glänzenden Epoche, wo Graf Bentivoglio, unser galanter Konsul, Frankreich im Lande Homers mit großartiger, noch immer unvergessener Pracht vertrat — in den Stunden, wo die Musik spielte, die schönen Smyrniotinnen mit Vorliebe zusammen.

Unter den rautenförmig gepflanzten Bäumen trennten sich die Offiziere mit einem letzten Händedruck und gingen, die einen ihren Geschäften, die andern ihrem Vergnügen nach. Maurice blieb allein zurück; Geschäfte hatte er, Gott sei Dank nicht, und was das Vergnügen anlangte, so reizte ihn nur der Genuß, den jeder Reisende empfindet, der zum erstenmal den Boden des Orients betritt. Da er indessen noch zu der Gattung Pariser Touristen gehörte, die sich für verloren halten, wenn sie nicht sofort ein paar Visitenkarten abgeben können, sobald sie an einen fremden Ort kommen, so suchte er nach einem Brief in seiner Tasche und las die Adresse. Wir müssen bemerken, daß ein eisiger Wind aus Nordost wehte und daß die Promenade des Limanachi für einen aufrichtigen, aber für die Kälte empfindlichen Bewunderer der schönen Natur ein reizloser Aufenthalt war. Der Brief — wohlverstanden ein Empfehlungsbrief — war an Madame Leonidis, Rosenstraße, in Smyrna adressiert.

Nun handelte es sich darum, einen Führer zu finden, oder vielmehr sich einer Armee von Führern zu erwehren. Beim Anlegen des Bootes hatten sieben oder acht chapkins — abscheulich häßliche Smyrnaer Gassenbuben — ihre Partie asvura (Kreisel) unterbrochen und sich mit entsetzlichen Flüchen und betäubendem Geschrei auf die Gruppe der Offiziere gestürzt, denen sie die verschiedenartigsten Anerbieten machten.

„Moussiou! . . . Moussiou! . . . Kapitano! . . . Bazar? . . . Café? . . . Na vghun ta matiassu! (mögest du blind werden!) . . . Skassé! (krepieret!).

Als Maurice allein zurückgeblieben war, konzentrierte die Meute ihre Angriffe auf ihn und war um so eifriger, als er augenscheinlich ein Neuling war.

Seit einer guten Viertelstunde weilte er schon auf orientalischem Grund und Boden und hatte noch niemand einen Fußtritt gegeben. Sein Ansehen wurde dadurch

ernstlich geschädigt, und doch hatte es ihm, weiß Gott, nicht an guten Beispielen gefehlt, denn seine Kameraden waren in dieser Beziehung weniger zurückhaltend gewesen. Die Franzosen begreifen nicht eher, daß die Menschenrechte kein Ausfuhrartikel sind, als bis sie sich diese Erkenntnis mehr oder minder teuer erkauft haben.

Zum großen Glück gerieten die chapkins untereinander in eine allgemeine Balgerei, was Maurice gestattete, sich unter der Führung eines jungen Schelms, der bei der Geschichte die Rolle des Parteiführers während eines Aufstandes spielte — das heißt beobachtete — aus dem Staube zu machen.

Kurz darauf, nachdem sich der Doktor seines Führers durch ein reichliches Bakschisch (Trinkgeld) entledigt hatte, klopfte er kräftig an die Thür eines Hauses in der Rosenstraße. Ein Fenster wurde sehr geräuschvoll geöffnet, und ein in weißen Musselin gehüllter Kopf mit wirrem Haar beugte sich heraus und sah auf die Straße hinunter. Dann wurde das Fenster wieder geschlossen, und bald hörte man im Innern des Hauses Pantoffeln schlürfen. Einen Augenblick darauf wurde Maurice ohne die geringste Frage, wahrscheinlich auf die Empfehlung seiner Uniform hin, in einen vollständig dunkeln und so kalten Salon geführt, daß es ihm schien, es sei auf der Straße wärmer gewesen.

„Bin ich hier wirklich bei Frau Leonidis?" fragte er, denn das Haus schien so ausgestorben, daß er nicht erstaunt gewesen wäre, wenn er erfahren hätte, daß Frau Leonidis seit einem Jahre auf dem Kirchhof schlafe.

Statt aller Antwort zeigte die Nymphe in Pantoffeln, die nur den anatolischen Dialekt sprach, durch eine Gebärde ihre Unfähigkeit, ihn zu verstehen, und verschwand, das Beglaubigungsschreiben des Besuches mit sich nehmend. Maurice mußte lange warten; endlich ward die Thür geöffnet, und er sah eine ziemlich hübsche Person eintreten die, wie es dem geübten Auge des Parisers nicht entging, die Zeit benutzt hatte, um ein wenig Toilette zu machen.

Viertes Kapitel.

Sie war groß und blond und hatte blaue Augen, die zu rund waren, um wahrhaft schön zu sein, und im Augenblick nichts als eine bis auf den höchsten Grad gespannte Neugier ausdrückten. Ihr Gesicht hatte die naive Frische einer Deutschen, die durch Pariser Kunst in Gestalt von Reispuder gedämpft wurde; ihre Manieren waren die einer kleinstädtischen Kokette, und ihre Aussprache des Französischen schwankte zwischen der Neapolitanischen und der von Saint-Flour, mit einem so affektierten Schnarren, da man sich fast nach dem Marseiller Accent sehnte.

Die junge Smyrniotin schien die Gegenwart eines Fremden durchaus nicht in Verlegenheit zu setzen, wie ja überhaupt die Einwohnerinnen einer großen Hafenstadt niemals schüchtern sind. Nachdem sie den Gruß Villeferons erwidert hatte, ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, und in weniger als fünf Minuten hatte sie ihn über zwanzigerlei Dinge ausgefragt, über seine eigene Person, über seine Reise, über die gemeinschaftlichen Freunde, die ihn empfohlen hatten, über Paris, und über den Eindruck, den ihm Smyrna bei seiner Landung gemacht habe.

Der Doktor war noch in Zweifel, ob er eine sehr junge Frau Leonidis, oder die Tochter des Hauses vor sich habe, als die Unbekannte seinen Zweifel durch folgende Worte hob: „Mein Herr, meine Mutter ist mit der Tante und zwei Damen aus der Nachbarschaft am Tandur. Sie bittet um Entschuldigung, daß sie, der Kälte wegen, Sie nicht im Salon empfängt. Wollen Sie mir zum Tandur folgen?“

Maurice folgte seiner Führerin durch einen ziemlich langen Flurgang, der wo möglich noch kälter war als der Salon, den sie verlassen hatten. Endlich öffnete das junge Mädchen eine Thüre und sie traten in ein trauliches Gemach, wo es sehr warm war, obgleich man im Kamin keine Spur von Feuer bemerkte. Aromatische Düfte, die teils von Gewürzen, teils von Parfüm herzurühren schienen, erfüllten die etwas schwüle Luft des Zimmers, in dem vier Frauen um einen Tisch saßen. Ueber den Tisch war ein Teppich, oder vielmehr eine seidne, ziemlich verblichene Bettdecke gebreitet, welche die im Kreise gruppierten Personen über ihre Kniee gelegt und bis ans Kinn heraufgezogen hatten.

Das war der Tandur, eine Smyrna eigentümliche Einrichtung. Der fragliche Gegenstand besteht aus einem in Wirksamkeit gesetzten Brasero (Kohlenbecken), um das man unter einer großen Decke Platz nimmt, die jedes Entweichen der Wärme verhindert und zugleich die ungestörte Ausübung gewisser kleiner Freiheiten gestattet, wie z. B.: verstohlnen Händedruck, Austausch von Liebesbriefchen u. s. w. u. s. w. Die Frauen reiferen Alters beschränken sich darauf unter dieser schützenden Hülle der warmen, mit Gewürznelken parfümierten Luft ungehinderten Zutritt zu gestatten; auch darf der neu Hinzukommende seinen Platz am Tandur nur mit gewissen Vorsichtsmaßregeln einnehmen, die zur lokalen guten Erziehung gehören.

Auf den vier weiblichen Büsten, die sich um den Tandur der Frau Leonidis reihten, hingen lose Gewänder melancholisch herab, und die ganze Gruppe tauchte aus der Decke auf, wie ein um einen Grabhügel gepflanzter Kranz von Trauerweiden.

Niemand rührte sich, als Maurice eintrat; er wurde zuerst der Frau vom Hause, einer spießbürgerlichen alten Dame vorgestellt, die so rechtschaffen und ehrbar als nur möglich aussah. Hierauf erfuhr er, daß die drei andern Frauen: Tsatsa Katina, die Tante des Herrn Leonidis, Kokona (Frau) Marigho und eine andre Nachbarin waren, deren Name nicht aufbewahrt zu werden verdient.

Vier Paar Augen blickten den jungen Fremdling durchdringend an; dann neigten sich die Trauerweiden schweigend, als sei ein Windstoß durchs Zimmer gefahren. Tsatsa Katina jedoch streckte, wahrscheinlich in ihrer Eigenschaft als Alterspräsidentin, ihr spitzes Kinn vor und murmelte mit Kennermiene — Emorphos! (Ein hübscher Mensch!)

Nun begann die Unterhaltung, die der Art war, wie sie es unter den gegebenen Umständen sein konnte. Als das Eis genügend gebrochen war, ließ die Hausfrau den Glyko, das heißt die Konfitüren, auftragen, und Maurice hatte die Wahl zwischen rhodosacchari (eine Art Konfekt), frappa, bergamotto und neradzakias (eingemachte Früchte).

Hierauf kam der Kaffee, und als Maurice die — leider zu kleine — Tasse des köstlichen Getränks geschlürft hatte, das auf türkische Art zubereitet, duftend, ölig und mit dem gelben Schaum des Kaimak (türkischer Kühltrank) bedeckt war, kannte er die drei besten Dinge, die Smyrna zu bieten

vermag: den Tandur, die Konfitüren und den Kaffee. In der Folge sollte er noch andere, aber leider weniger angenehme Landesprodukte kennen lernen.

Nach einer weitern Unterhaltung, die nur entfernt an die erinnerte, die im Salon seines Vaters geführt wurde, wollte sich Maurice empfehlen, nachdem er noch eine Einladung zum Diner für den folgenden Tag erhalten hatte, um den Hausherrn, den Makler Demosthenes Leonidis, kennen zu lernen. Aber als er eben aufgestanden war, wurde die Thüre geöffnet, und von den Lippen der Damen erklang zu gleicher Zeit der Ruf: „Ah! Da kommt Erinnye!“

Die Person, die diesen Namen tragischen Angedenkens führte, war die Duodezausgabe einer verkrüppelten, lahmen alten Frau, die ich nicht verleumde, wenn ich sage, daß sie einer Hexe ähnlich sah, da sie Anspruch machte, wirklich eine zu sein. Die pergamentartige, von tiefen Runzeln, wie von tiefen Schnitten zerhackte Haut ihrer Wangen erschien völlig welk und abgestorben, und alles Leben hatte sich in ein Paar kleine, wunderbar lebhafte und bewegliche Augen zusammengedrängt. Ihre schwarze, am Hals bogenförmig ausgeschnittene Jacke gestattete den Anblick einer Haut, die, was Feinheit und Farbe betraf, dem gegerbten Fell eines Krokodils zu vergleichen war; ein Tseberi, eine Art Halstuch von schwarzem Musselin, umwand ihren Kopf und vervollständigte eine nichts weniger als sympathische Erscheinung.

Dennoch hatte Erinnye in einer Anzahl der besten Familien von Smyrna Zutritt — die andern verschmähte sie — wo sie sich einige Medjidies (türkische Münze im Wert von fünf bis sechs Franken) verdiente, indem sie Aufträge vertraulicher Art übernahm. Sie besorgte die Einkäufe im Bazar, wo sie dank der übernatürlichen Macht, die ihr die Kaufleute zuschrieben, die Waren zu billigen Preisen erhielt; sie legte Träume aus, wahrsagte aus den Linien der Hand und beschwor das Matiasma oder den bösen Blick; auch begleitete sie oft die elegantesten jungen Mädchen und Frauen der Stadt ins Bad, da sie die orientalischen Schönheitsmittel für Haare und Teint aus dem Grunde kannte.

Aber keins ihrer vielen Talente hatte ihr so sehr die allgemeine Gunst erworben, wie ihre Spezialität als wandelnde Chronik. Sie kannte alle Geschichten, die in Smyrna

vorfielen, und Gott weiß! daß dort kein Mangel daran ist; auch wurde ihr Erscheinen in einem bürgerlichen Hause, wie das der Leonidis, das nicht reich an Zerstreuungen ist, mit demselben Jubel begrüßt, mit dem man in einem abgelegenen Schlosse die Briefpost empfängt.

Sie kam nach Art der Elstern seitwärts ins Zimmer gehüpft, die Ellenbogen fest an den Körper geschmiegt, die Schultern bis an die Ohren heraufgezogen und die Hände auf die flache Brust gedrückt. Kaum war sie eingetreten, so hefteten sich ihre Luchsaugen auf den Fremden, den sie zum erstenmal sah, und wandten sich dann, nicht ohne ein vielsagendes Zwinkern, auf Annetta. Dann öffnete sie ihr Eidechsenmaul und zischte dasselbe Wort, das Tsatsa Katina gesagt hatte: „Emorphos!“

Annetta errötete zum zweitenmal, aber sie wurde dunkelrot, als Erinnye, die auf die Aufforderung der alten Tante in den Linien der Hand des jungen Mannes las, eine Prophezeiung murmelte, deren Sinn auch für den, der den griechischen Dialekt, den sie sprach, nicht kannte, leicht zu erraten war. Dieses Orakel bereitete den Anwesenden jedoch in der Folge einige Enttäuschungen, wie es so manches andre Orakel schon gethan hat.

Maurice glaubte höflicherweise einen Fünffrankenthaler in die gekrümmten Finger der Pythia gleiten lassen zu müssen, und entfernte sich dann, ohne mehr durch ihre Weissagungen erregt zu sein, als ob er aus dem Karren einer Sybille auf dem Jahrmarkt von Saint-Cloud käme.

Fünftes Kapitel.

Es war zum drittenmal, daß sich Erinnye „zufällig“ im Hause des Maklers Leonidis einfand, als ein junger Ausländer dort seinen ersten Besuch machte. Zum drittenmal steckte sie ein — wenn auch nicht immer so schweres — Geldstück ein, weil sie dasselbe prophezeit hatte.

„Der Herr wird sich in Smyrna verheiraten!“ worunter zu verstehen war: „Mit dem hier gegenwärtigen jungen Fräulein!“

Der erste Günstling des Glücks war ein junger Engländer mit langen Haaren und zärtlichen Madonnenaugen gewesen, der die arme Annetta viele schlaflose Nächte gekostet hatte. Der Undankbare, der nach Kleinasien gekommen war, um wissenschaftliche Ausgrabungen zu leiten, reiste wieder ab, ohne dort etwas andres gesehen zu haben als alte Topfscherben, Glassplitter und einen Schwertgriff, von dem er ganz England bis zum Ueberdruß erzählt hatte. Die Aufschlüsse, die er von Demosthenes erhielt, der gelehrter war, als er aussah, hatte er sich allerdings reichlich zunutze gemacht, aber es war ihm nicht eingefallen, dessen Namen in seinen wissenschaftlichen Berichten zu erwähnen, und noch weniger hatte er daran gedacht, seine Tochter zu heiraten, zumal da er, wie man später erfuhr, in seiner Heimat schon eine Frau hatte.

Das zweite Orakel hatte zu gunsten eines italienischen Pianisten gesprochen, der sich auf einer Konzertreise befand. Dieser Virtuose war direkt aus Athen mit dem Empfehlungsbrief einer Cousine des Demosthenes zu den Leonidis gekommen. — O, diese Empfehlungsbriefe! — Und als er einmal das einfache aber wohlhabende Haus betreten, hatte er es nicht wieder verlassen, indem er mit der Gutherzigkeit des großen Künstlers den Bitten des gastfreundlichen Ehepaars nachgegeben hatte, das übrigens auch in dem Aufenthalt des Maestro unter seinem Dache ein Mittel sah, die musikalische Ausbildung ihres von Natur gut beanlagten Kindes zu vervollkommnen.

Der Maestro kümmerte sich nicht im geringsten um Altertümer und würde für die vollständige und als echt beglaubigte Rüstung des Achilles keine Lira — nicht einmal in Papiergeld — gegeben haben. Hingegen war er ein großer Liebhaber von Süßigkeiten. Man mußte sehen, wie er seine roten Lippen leckte oder seine mandelförmigen schwarzen Augen schmachtend auf die junge Smyrniotin richtete, während er den Glyko Garufalias oder den Baklavu (eine Art Mehlspeise) der Kokona Marigho kostete, deren vortreffliche Küchenrezepte in der ganzen Stadt berühmt waren. Und wenn er die Signorina jene neapolitanischen Kanzonetten lehrte, in denen fortwährend von Liebe die Rede ist; wenn er die leidenschaftlichen Stellen hervorhob, indem er, wie ein nasser Pudel, seinen Krauskopf schüttelte, so hätte man wohl glauben können, Erinnye habe recht prophezeit. Ach, er war vermittelst des ihm von Demosthenes geliehenen Geldes mit

einer Walachin, der Primadonna des ersten Café chantant, durchgegangen, wodurch sich übrigens das Orakel in gewisser Weise erfüllte, da man am Ende mit vollem Recht sagen konnte, der Virtuose habe in Smyrna eine Frau genommen.

Diese Enttäuschungen hatten indes das Ansehen Erinnyens nicht im geringsten geschmälert; im Gegenteil, sie schienen nur das Vertrauen der Frau Leonidis und die romanhaften Neigungen ihrer Tochter gesteigert zu haben. Das — wie sie wenigstens glaubten — zufällige Zusammentreffen der alten Wahrsagerin mit dem jungen französischen Arzte hatte beiden einen großen Eindruck gemacht, und als der Makler am Abend aus seinem Büreau im Hafen nach Hause kam, teilte man ihm als eine abgemachte Sache mit, daß er morgen mit seinem zukünftigen Schwiegersohn speisen werde.

„Hm!“ dachte Demosthenes, „das werden wir ja sehen. Auf jeden Fall werde ich diesem kein Geld borgen.“

Ungeachtet dieses weisen Mißtrauens wurde Maurice von seinem Wirt mit der herzlichsten Gastfreundschaft empfangen. Herr Leonidis war ein Mann von kleiner, aber trotzdem schon etwas gebeugter Gestalt, mit kurz geschnittenen graumelierten Haaren und einem ebenfalls kurzgeschnittenen Schnurrbart. Sein Blick hatte hinter den Brillengläsern etwas Verstecktes und zugleich Schüchternes, und er war auch in der That beides. Beim ersten Zusammentreffen war man geneigt, ihn für unbedeutend zu halten; wenn man ihn später gescheiter fand, als er es zur Schau trug, mißtraute man ihm, aber wenn man ihn schließlich besser kennen lernte, war man überzeugt, daß man mit einem Ehrenmann zu thun hatte.

Demosthenes Leonidis war reich; reicher, als er es Wort haben wollte und als es sein Hausstand vermuten ließ. Immerhin bekundete seine Tafel einen großen Wohlstand, aber sie zeichnete sich weniger durch Eleganz als durch Solidität aus. Alles darauf war schwer: das Silberzeug, die Krystallgläser und die Kost. Man hatte sich übrigens auch angegriffen, um den jungen Gast gut zu bewirten, und dieses „Familienessen“ hatte mehr Umstände verursacht, als bei uns ein diplomatisches Diner zu machen pflegt. Es hatte einem Hammel, einer riesigen Truthenne und zwei Hühnern das Leben gekostet, von andern, weniger ansehnlichen Tieren gar nicht zu reden. Aber alle diese Toten waren nichts gegen die entsetzliche Anstrengung der Lebenden.

Die arme Garufalia, die bei diesem Anlaß durch eine Gehilfin unterstützt wurde, die erst neuerdings dem Kindesalter entwachsen und von einer Insel des Archipels herübergekommen war, arbeitete sich ab wie ein Raketenhändler, in dessen Hause es brennt.

Frau Leonidis dachte gar nicht daran zu essen; dazu war sie nicht da! Sie leitete die Bedienung, indem sie den beiden kleinen Dienerinnen vernichtende Blicke zuschleuderte und jede Minute mit gedämpfter Stimme rief: — Garufalia! ... Smeraghta! ... und diese Rufe durch Gebärden unterstützte, die haarsträubende Drohungen zu enthalten schienen. Oft stand sie auch vom Tisch auf, um ein falsches Manöver zu verhindern, eine Bewegung zu beschleunigen oder einen durch Schwanken in Gefahr geratenen Saucentopf wieder flott zu machen. Sie glich weniger einer Hausfrau, als dem Werkmeister einer Gießerei am Tag des Gusses und war auch ungefähr eben so erhitzt.

Aus dem anstoßenden Zimmer drangen andere, weniger gedämpfte Verwünschungen herüber, gleichwie das wilde Gebrüll der Scylla dem dumpfen Grollen der Charybdis antwortet, und wäre Maurice weniger fremd in der Familie gewesen, so hätte er die Stimmen der Kokona Marigho und der alten Tante erkannt, die sich unter dem Vorwand von Migräne hatte entschuldigen lassen, daß sie nicht bei Tisch erscheine.

Der Hausherr tranchierte und war schließlich bei der Arbeit in Eifer geraten. Er war mit einem großen Messer bewaffnet und schaute mit stark gerötetem Gesicht wild auf das Geflügel, das nach und nach in krampfhafter Stellung, die eine Pfote nach hinten gestreckt, die andre, wie mit entsetzter oder flehender Gebärde gen Himmel gerichtet, an ihm vorbeidefilierte. Die Smyrnaer Köchinnen verschmähten es, ihre Opfer künstlich zu schmücken und ihnen eine anständige Haltung zu geben.

Manchmal hielt Demosthenes in seiner Arbeit inne, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen und das Glas seines Gastes mit Kukludiawein zu füllen, der die Farbe und den süßlichen Duft des Madeira hatte. Dann erschien Garufalia mit andern Fleischspeisen, und das Zerlegen begann aufs neue.

Annetta aß nur wenig; einmal, weil es in Smyrna nicht für fein gilt, wenn ein junges Mädchen großen Appetit zur Schau trägt, und dann auch, weil eine un-

bestimmte Unruhe ihr das Herz schwer machte. Was mochte dieser Pariser, dieser Halbgott von den Gerichten, dem Wein, der Bedienung und von der ganzen Familie denken? Aber vor allem was dachte er von ihr und von ihrer Toilette? Sie hatte sich so gewählt als nur möglich gekleidet und trug über einem Kleid von blauer Popeline eine Art Ueberwurf von Kaschmir, der ebenfalls blau, aber von einer andern Schattierung und ganz mit weißem Pelz gefüttert war, der am Hals und an den Handgelenken einigermaßen anspruchsvoll zu Tage trat. Ja sie hatte sogar, trotz der unpassenden Tageszeit, eine schöne rosa Nelke in ihr blondes Haar gesteckt, die einem Gast, der mehr als Maurice auf das konventionell Schickliche gegeben hätte, sehr anstößig erschienen wäre. Aber die Nelke nahm sich da, wo sie war, gut aus, und überdies: wenn eine Sängerin hübsch ist, sieht man ihr auch gern einen falschen Ton nach.

Der Doktor aß wie nur immer ein Reisender, ein Seemann, ein junger fünfundzwanzigjähriger Mann und ein Unglückseliger essen kann, dem man um ein Uhr mittags ein Diner vorsetzt. Das hinderte ihn übrigens nicht, sich zu unterhalten, und da ihm keine Wahl blieb, so plauderte er mit der Tochter seiner Wirte, die sich noch nie im Leben so gut amüsiert hatte.

Von zehn Männern gleichen Alters, die sich mit Maurice in gleicher Lage befunden hätten, würden acht dem jungen Mädchen mehr oder minder den Hof gemacht haben, und der neunte hätte von seinen eigenen Angelegenheiten erzählt. Aber Annetta war auf ein hinter seiner Zeit zurückgebliebenes Original geraten, dem es einfiel, sich ernsthaft mit ihr zu beschäftigen, sie zum Reden zu veranlassen und Interesse an dem zu zeigen, was sie that und dachte, ohne jemals die Gelegenheit zu versäumen, sie ins günstigste Licht zu stellen. Und das ist das Talent, das die Frauen am meisten schätzen, sowohl wenn man mit ihnen plaudert, als wenn man ihr Bild malt.

„Ach!“ dachte Annetta, die das reine Französisch sowohl, als die gestrige Prophezeiung in süße Täuschung einwiegten, „welche Seligkeit wäre es, mit einem so aufmerksamen, so geistreichen und so guten Gefährten durchs Leben zu gehen! Welch ein Glück war es für mich, daß ich der Gefahr entging, Mrs. Annie oder Signora Annetta zu werden, wenn es geschah, damit ich eines Tages Madame Villeféron werden sollte.“

Demosthenes verlor, trotzdem er tranchierte, kein Wort von der Unterhaltung, und bis jetzt fand er an diesem mutmaßlichen Schwiegersohn nichts, was ihm mißfallen hätte. Als er sein Tranchiermesser niedergelegt hatte, hielt er es für angemessen, einige geschickte Fragen anzubringen, während er auch etwas Nahrung zu sich nahm.

„Also Ihr Herr Vater ist Arzt? In Smyrna ist das ein lohnender Beruf. So haben wir hier den Doktor Castaing, auch ein Franzose. Glauben Sie wohl, daß dieser junge Mann in fünf Jahren soviel verdient hat, um sich ein Haus zu kaufen? Hat Ihr Vater ein eigenes Haus?"

„Ja, Herr Leonidis", antwortete Maurice.

„Ein Haus für sich ganz allein?"

„Ja wohl. Das ist bequemer."

„Vielleicht hat er eine zahlreiche Familie?"

„Nein, Herr Leonidis; ich bin sein einziges Kind."

„Und Sie gehen auf Reisen? Freilich, wenn man Geld verdienen will, muß man die Zeit nutzen, solange man jung ist."

„O, Herr Leonidis, auf den Kriegsschiffen erwirbt man keine Schätze. Ich werde einige Jahre reisen, um mich auszubilden, und dann nach Paris zurückkehren, um die Praxis meines Vaters zu übernehmen."

„Ja, aber in Paris gibt es viele Aerzte; da wird man nicht viel für einen Besuch bekommen. Wie hoch läßt sich Ihr Herr Vater seine Besuche bezahlen?"

„Ich glaube zwei Louisdor, ausgenommen, wenn es arme Patienten sind," antwortete Maurice, der sich über diese naive Neugier nicht zu ärgern vermochte.

„Und besucht er alle Tage reiche Patienten?"

„Durchschnittlich wohl zehn bis zwölf."

Das nennt man in Smyrna seine Leute geschickt ausfragen.

„Potztausend, mein lieber Herr Doktor," erwiderte Demosthenes, nachdem er im Kopf einen kurzen Ueberschlag gemacht hatte, „die Konsultationen eingerechnet, muß sich Ihr Vater mindestens auf zweimalhunderttausend Franken im Jahre stehen. Wissen Sie, daß das Bankhaus Harrison, das größte auf unserm Platz, in manchen Jahren nicht viel mehr verdient?"

Im stillen aber dachte der Makler: Der junge Mann sieht aufrichtig aus, aber er schneidet stark auf; ich muß mich bei dem, der ihn an mich empfohlen hat, näher erkundigen.

„Mein Gott!“ sagte sich Annetta; „er ist der Sohn eines Millionärs. Ein junger Mann, der ohne Zweifel die elegantesten Damen von Paris genau kennt. In seinen Augen sind wir arme Leute; in einigen Tagen wird er uns einen Anstandsbesuch machen, und nachher sehen wir ihn nicht wieder.“

Der Nachmittag war zur Hälfte vergangen, als man vom Tisch aufstand, um sich in den „Gesellschaftssalon“ zu begeben, der bei diesem Anlaß geöffnet und — ziemlich schlecht — durch einen riesigen, mit glühenden Kohlen gefüllten Mangal (Ofen) geheizt war.

„Annetta,“ sagte der Makler, „setz' dich ans Klavier und sing' uns etwas vor. Sie müssen Nachsicht mit meiner Tochter haben, Herr Doktor; sie ist keine Virtuosin, wie Ihre Pariserinnen, jedoch wurde sie von den Diakonissinnen, bei denen sie erzogen wurde, für eine ziemlich gute Sängerin gehalten.“

Fräulein Leonidis setzte sich, zitternd wie Espenlaub, ans Piano und ließ alles hören, was sie von Kanzonetten und Liedern zu singen wußte. Dank den Ratschlägen des gelehrten Engländers und des neapolitanischen Pianisten — es war wohl das wenigste, was sie hatten für sie thun können — wußte sie die Musikstücke richtig und hübsch vorzutragen; und dabei hatte ihr Gesang etwas Bewegtes und Trauriges, das ihn wahrhaft ergreifend machte. So muß die Nymphe Eucharis gesungen haben, als Telemach nach dem Schiffe schwamm, das ihn auf Nimmerwiederkehr nach Ithaka entführen sollte.

Nach geraumer Zeit erst bemerkte Maurice, daß es fast Nacht geworden, und daß Herr Leonidis über seiner Zeitung eingeschlafen war, indes die Frau vom Hause im Nebenzimmer das Aufräumen des Kriegsmaterials überwachte.

Indem er sich daher zum Fortgehen anschickte, sagte er zu der jungen Sängerin: „Ich habe seit Monaten keine so angenehme Stunde verlebt.“

„Wird man Sie manchmal wiedersehen?“ fragte Demosthenes, der aufgewacht war.

„Manchmal nur?“ rief Maurice lustig; „ei, Herr Leonidis, Sie werden mich so oft wiedersehen, als Sie es mir erlauben wollen.“

Der Makler wäre nicht gewesen, was er war, das heißt, der geradeste und gastfreiste aller Menschen, wenn er nicht

geantwortet hätte: „Schön! Sie haben sich soeben verpflichtet, alle Tage zu kommen.“

Annetta zwitscherte wie ein Vögelchen, als sie sich in ihr Zimmer zurückzog. Maurice aber dachte, als er, die Riemen des Steuers unter den Achseln, im Hinterteil seines Bootes saß, mit der Ruhe, die ein guter Magen und eine harmlose Seele verleihen: „Eine nichtswürdige Lebensweise! Um ein Uhr zu Tisch zu gehen und bis drei Uhr zu tafeln. Einerlei! Es sind sehr brave Leute. Die nette Familie wird mir während meines Aufenthalts in Smyrna eine angenehme Zerstreuung bieten.“

Sechstes Kapitel.

Meistenteils brachte Maurice seine Abende an Bord des Dumont d'Urville zu; war er aber nicht dort, so konnte man darauf wetten, daß er in der Rosenstraße sei. Und zwar nicht deshalb, weil er sich dort außerordentlich amüsierte oder weil es ihm eingefallen wäre, Fräulein Leonidis mehr als der alten Katina den Hof zu machen. Aber von allen Prüfungen seiner neuen Lebensweise fand er keine so hart als die, daß er das Familienleben entbehren mußte, gerade weil er von jeher seine Annehmlichkeiten genossen hatte.

Unter seinen Kameraden an Bord waren nur sehr wenige, die nicht schon im zehnten Jahre das Vaterhaus verlassen hatten und nur selten und in langen Zwischenräumen dahin zurückkehrten, nachdem sie sich seiner friedlichen Lebensweise entwöhnt hatten, und ihre Nerven durch das abwechselnde Uebermaß von Arbeit und Genuß, von grenzenlos strenger Disziplin und schrankenloser Freiheit angegriffen waren. Er hatte sich im Gegenteil immer frei gefühlt, weil er empfunden hatte, daß er von denen, die ihn leiteten, geliebt wurde. In dem Alter, wo der Gymnasiast gewöhnlich seine erste Cigarre raucht, während er erregt und mit glühenden Wangen dem ersten besten Mädchen nachläuft, das an ihm vorübergeht, war er im Salon seines Vaters mit der Kunst in jeder Gestalt, mit Berühmtheiten aller Art, mit der Schönheit in all ihrem verführerischen Reiz in nahe Berührung gekommen. Man glaube

ja nicht, daß er deswegen übersättigt gewesen wäre; aber er war ein Kenner und verabscheute alles, was nicht echt war.

Als er nach Smyrna kam, glaubte er, auf die Versicherung seiner Kameraden hin, daß ihm nur die Wahl zwischen seinen Büchern und den Sternen einiger öffentlichen Tingeltangel bleiben werde. Und nun fand er sogleich in einem ihm gestern noch fremden Hause die mächtige Anziehungskraft des „Heims“, die Lampe, den Tandur, ein wohlig erwärmtes Zimmer, indes draußen der Nordwind heulte. Er fand zugleich die Gesichter freundlicher Wirte, die ihn nach acht Tagen wie ein Glied der Familie erwarteten; Tsatsa Katina mit ihrem Strickstrumpf, Dudu mit ihrer Stickerei, Demosthenes mit seiner zwar selten geistreichen, aber oft interessanten Unterhaltung, Annetta mit ihrem hübschen Lachen, das ihr durch jede Kleinigkeit entlockt wurde, wenn diese Kleinigkeit von Maurice ausging.

Alle diese guten Leute liebten ihn, jeder auf seine Weise, und bauten mehr oder weniger eingestandene Hoffnungen auf ihn, in denen sie sich mehr und mehr bestärkten, je öfter er wiederkam. Warum kam er immer wieder? Doch sicher nicht, um mit Demosthenes über Altertumskunde, mit Dudu über Almosenpflege, und mit der alten Tante über Migräne zu sprechen. Er kam also wegen Annettas, das heißt, wegen des vollkommensten, himmlischsten Wesens, das nach der Ansicht jener drei sie vergötternden Menschen auf Erden wandelte. Wahrlich er hatte einen guten Geschmack, und den schätzte man mehr an ihm, als alles übrige; er war wirklich ein reizender Mensch!

Schon brauchte Garufalia ihr struppiges Haupt nicht mehr zum Fenster hinauszustecken, um ein gewisses Klopfen zu erkennen, und Annetta nahm jetzt ein ernstes, zurückhaltendes Benehmen an, wie es sich für ein Mädchen ziemt, das sich nicht mehr ganz frei fühlt. Ihre Anbeter, denn sie hatte welche, doch nur solche, denen sie keine Bedeutung beimaß, betrachteten sie von nun an, wie man ein Kleinod in einem Schaufenster anschielt, das bis auf weiteres zurückgestellt ist; und manchmal fand Maurice, wenn er in das von Gewürznelken duftende Frauengemach trat, andre Kokonas und Tsatsas dort, die angeblich nur der Zufall hergeführt hatte, die aber nur gekommen waren, um „den jungen Mann zu sehen, der Annetta den Hof macht“.

Allerdings machte er ihr den Hof wider Wissen und Willen, aber er hatte mit Leuten zu thun, die entschlossen waren, in allem und jedem Liebe zu sehen, und er konnte nicht sagen „zur Gesundheit“, wenn Annetta geniest hatte, ohne daß die Eltern einen verständnisinnigen Blick austauschten. Da er mit Einladungen zum Diner überhäuft wurde, erwiderte er diese Freundlichkeit durch Geschenke aller Art, und jedes Postschiff brachte von Paris eine Kiste Freifracht mit. Da war es nun wunderlich zu sehen, wie das geringste Geschenk geprüft, gedeutet, erklärt und gleich einem Selam neuer Art, in dem allerhand Kinkerlitzchen, ohne es zu ahnen, die Blumensprache redeten, ausgelegt wurde.

Nach der Meinung der ganzen Familie machte die Sache bei Gelegenheit eines der jährlichen Bälle des griechischen Kasinos, der einige Wochen nach der Ankunft des Dumont d'Urville stattfand, große Fortschritte. Bei dieser Gelegenheit überreichte Maurice Fräulein Leonidis eine Tanzkarte, die geeignet war, Aufsehen bei den eleganten Damen des Balles zu erregen. Als Annetta dies kleine Wunderwerk von geschmackvoller Ausstattung empfing, sagte sie, freudig errötend, zu dem Geber: „Herr Villeféron, das ist wirklich zu schön für Smyrna,“ worauf Maurice eine Antwort gab, deren Bedeutung niemand entging.

„Sie scherzen, mein Fräulein,“ sagte er. „Nichts ist zu schön für Sie, und übrigens, wer weiß, vielleicht werden Sie nicht immer in Smyrna bleiben.“

Und endlich, als sei er noch nicht weit genug gegangen, nahm Maurice, als er aufgefordert wurde, sich nach Wahl für einen Tanz einzuschreiben, die Tanzkarte, schrieb seinen Namen auf jede Seite und gab sie mit den Worten zurück: „Ich belege alle Tänze; Sie werden geruhen, darunter zu wählen.“

An diesem Abend saß man in der Familie Leonidis bis spät in die Nacht beisammen, um über das Vorgefallene seine Glossen zu machen.

„Vielleicht“ — dachte Demosthenes ganz laut — „vielleicht wäre es vernünftig, wenn ich mich in Marseille niederließe. Man kann von dort in zwölf Stunden in Paris sein, und ein so erfahrener Mann, wie ich, kann dort viel Geld verdienen.“

„Geld! . . . Geld verdienen! Hören Sie, Demosthenes, Sie sind wahrlich reich genug, um sich jetzt zur Ruhe

zu setzen, besonders mit einem Schwiegersohn, der das Geld mit Scheffeln messen wird."

Kokona Marigho war es, die ihm auf diese Weise antwortete; die alte Katina ihrerseits beklagte im Grunde die Heiraten, welche die jungen Mädchen ihrer Heimat entführen, aber sie sah ein, daß diese Gelegenheit verlockend war.

Annetta konnte ihr Glück kaum fassen, und da sie vorläufig nicht mehr zu thun vermochte, bereitete sie mit Hilfe des Diogenes, dem „Worth von Smyrna" eine Toilette vor, die bei passender Gelegenheit zeigen sollte, daß Paris sich der jungen Madame Villeféron nicht zu schämen brauche.

Als sie eines Tages von dem berühmten Schneider zurückkehrte — ein Kleid nützt oft mehr als eine Laterne, wenn es gilt, einen Mann zu finden, — hatte sich der Doktor schon am Tandur niedergelassen, und im Augenblick, wo Annetta ins Zimmer trat, sagte Kokona Marigho zu ihm: „Wenn der Herr ein schönes Ballfest sehen will, sollte er sich eine Einladung von Harrissons verschaffen. Das ist ein Haus . . .

„Von Harrissons?" fiel ihr Annetta in die Rede, indem sie ihr einen fürchterlichen Blick zuschleuderte. „Was sollte Herr Villeféron dort? Bei einem alten Schotten, der nichts kennt als sein Hauptbuch und seine Bibel!"

„Besuchen Sie den Ball, Fräulein?"

„Ich? Nein, sicher nicht; mir genügen die Bälle des Kasinos. Dort fühlt man sich wenigstens für sein Geld zu Hause und ist niemand zu Dank verpflichtet."

Die arme Annetta! Marigho hatte eine wunde Stelle ihres Herzens berührt, der Engländer und der Neapolitaner waren die beiden andern. Die Bälle des Kasinos genügten ihr. Ach! sie mußten ihr wohl genügen, denn sie gehörte zur „Gesellschaft zweiter Klasse" und Mrs. Harrisson, die Königin der „ersten Gesellschaft", verirrte sich mit ihren Einladungen nicht bis in die Rosenstraße. Ueberdies hatte diese widerwärtige Frau eine Nichte, die Annetta ein wenig von Ansehen, aber sehr gut dem Rufe nach kannte, der von ihrem Geist, ihrer Schönheit und von dem Liebreiz erzählte, der allen die Köpfe verdrehte, die in ihre Nähe kamen. O, diese Marigho! Sie wählte wahrlich den passendsten Zeitpunkt, um vom Ball der Harrissons zu sprechen.

Maurice hatte übrigens von dem Zwischenfall nur den vorübergehenden Eindruck einer Ueberraschung behalten, denn unter dem Einfluß des Zorns hatte sich Annettas Gesicht fünf Sekunden lang so vollständig verwandelt, daß dieses Antlitz, das für gewöhnlich so freundlich, sanft und ruhig war, das Gegenteil seiner selbst zu sein schien.

Gewisse unvorsichtige Blicke aus den Augen einer für gewöhnlich sanft und harmlos erscheinenden Frau sind gleich den Tigerspuren, die man bisweilen in den Wäldern Ceylons auf dem rötlichen Sande sieht: Setzt euren Spaziergang fort, wenn ihr Lust dazu verspürt, aber wagt euch nicht zu weit, und beim ersten Strauch, der euch den Weg versperrt, seid auf eurer Hut.

Der Ball des griechischen Kasinos war, wie gewöhnlich, prächtig, und so sehr Maurice auch Pariser war, mußte er doch zugeben, daß man in Smyrna seine Sache verstehe. Die Beleuchtung war blendend, das Orchester vollzählig, das Büffett epikureisch. Vielleicht machten die ungeheuren Säle, deren einziger Schmuck in riesigen Spiegeln und gepolsterten Bänken bestanden, die nüchtern längs der Wände aufgestellt waren, einen etwas kahlen Eindruck. Dagegen ermangelten die Toiletten keineswegs der Eleganz. Während die jungen Mädchen in ihren duftigen Hüllen von Tüll und Tarlatan bei den Walzermelodieen gleich bunten Wolken am Abendhimmel durch die Säle schwebten, thronten die Mütter mit schwerem Schmuck beladen, in Samt- und Brokatroben regungslos gleich Statuen in majestätischer Schönheit. Was aber dem Feste einen ganz besonderen Glanz verlieh, war die Menge von Marineoffizieren, welche die Uniformen aller Seemächte Europas trugen. Und was für unermüdliche Tänzer waren diese Offiziere! Denn Reiten und Tanzen sind die liebsten Vergnügungen des Seemanns, besonders des französischen Seemanns, weil er darin das Ideal zweier ihm oft unerreichbarer Dinge: das Festland und das Weib, verwirklicht findet.

Maurice Villeféron war ein Pariser, und in Paris tanzt man mit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr viel. Zudem war er träge wie ein Türke und fürchtete sich vor der Anstrengung einer neuen Vorstellung. Er walzte nur dreimal und stets mit Fräulein Leonidis, die übrigens auch ganz bereitwillig darauf einging.

Das arme Mädchen! Diese Nacht war ein wonniger Traum für sie. Die Aufregung, die Musik, das Dahin-

schweben im Arme eines hübschen jungen Mannes, der die Redensarten, die der Ball gestattet, in so korrekter Weise zu sagen wußte; einige zur Hälfte geleerte Gläser Champagner am Büffett, das alles war mehr als hinreichend, um sie in den Glauben zu versetzen, daß sie in einem Liebesduett mitwirke, während sie doch nur ein Solo ausführte. Der Heimgang nach der Rosenstraße gab ihr den Rest.

Die Witterung war mild geworden, und der orientalische Mond übergoß die Stadt mit seinem goldenen Licht, das der bleiche Schein des grauenden Tages noch nicht zu verdrängen vermochte. Maurice begleitete Annetta aus Höflichkeit nach Hause, und Arm in Arm gingen die jungen Leute vor Demosthenes und seiner Frau her, deren Blicke mit zärtlicher Neugier spähend auf dem Paare ruhten. Maurice und Annetta fühlten sich beide glücklich und liehen ihrer Empfindung Worte. Die Unvorsichtigen! Als ob man je laut von seinem Glück, seiner Gesundheit und seinem Gelde sprechen dürfte! Die Diebe hören gar scharf, und jene unsichtbaren Spitzbuben, die man Krankheit und Kummer nennt, haben ein noch feineres Gehör.

Sie gestanden sich, daß es schön sei, in solch herrlicher Nacht auf Erden zu wandeln, daß das Firmament niemals in solcher Herrlichkeit geprangt habe, daß das schlummernde Meer dort in der Ferne ein unvergleichlicher Anblick sei und daß sie beide heute köstliche Stunden verlebt hätten. Arme Annetta! In ihrem Munde hieß all das: „Ich liebe dich.“ In dem Munde des jungen Mannes bedeuteten diese schönen Worte nichts weiter, als daß er jung war und daß vor seinen Blicken die goldene Zukunft eines freien, sorglosen Lebens lag. Er sang die jauchzende Hymne der Freiheit, sie hauchte die melodische Klage einer ihr teuren Sklaverei. So versteht man sich oft in diesem Leben.

Als Herr und Frau Leonidis wieder allein mit ihrer Tochter waren, umarmte die Mutter ihr Kind und fragte: „Hat er dir nichts gesagt?“

Annetta schien aus einem Traume zu erwachen und schaute sie groß an. Dann sann sie nach, und ihr Gesicht verzog sich zu lieblichem Schmollen, ungefähr wie das eines Kindes, das die am Abend gelegte Schlinge, in der es das begehrte Vöglein fangen wollte, am Morgen leer findet.

„Nein, Mutter,“ erwiderte sie seufzend, „er hat mir nichts gesagt.“

Sie kleidete sich langsam aus, und ehe sie ihr blüten-

weißes Bettchen aufsuchte, verschloß sie sorgsam die kostbare Tanzkarte, auf deren Seiten nur ein einziger Name: Maurice Villeféron, stand. Sie vergaß, daß sie schon zwei andre Namen im Buche ihres jungfräulichen Herzens hatte auslöschen müssen. Diejenige, die vor ihrem zwanzigsten Jahre nicht an ähnlicher Vergeßlichkeit gelitten hat, mag den ersten Stein auf sie werfen.

Als sie nach ziemlich schlafloser Nacht um zehn Uhr morgens sich erhob, war es ihre erste Sorge, den Vorhang zurückzuschlagen und mit ihren Blicken ein Kriegsschiff zu suchen, das weit draußen auf der Reede lag und auf dem nur die Augen eines verliebten jungen Mädchens die Farben der französischen Flagge zu erkennen vermochten. Ach, armes Mädchen, wenn deine Ohren so scharf gewesen wären, wie deine Augen! ...

Zur selben Zeit ward auf dem Dumont d'Urville in der Offizierskajüte das Frühstück eingenommen, und, wie billig, wurde vom gestrigen Ball gesprochen.

„Potztausend, Doktor!" hieß es, „wie wachsam haben Sie jene kleine Griechin behütet! Kein Mensch hat auch nur einen Walzer von ihr erhalten können. Das ist also die Erklärung Ihrer geheimnisvollen Existenz seit unsrer Ankunft in Smyrna; man sieht Sie ja nirgends."

„Mein Gott, das ist sehr natürlich, Ihr schwärmt für Cafés chantants, und mir sind sie zuwider. Ihr bringt eure ganze Zeit dort zu, und ich betrete sie niemals. Wie könnten wir uns da treffen?"

„Bei Gott! Sollte man nicht meinen, wir wären nur auf Sängerinnen angewiesen? Das Haus der Leonidis ist, Gott sei Dank, nicht das einzige gastfreie Haus in Smyrna. Sie sind eben exklusiv, aber Sie werden wahrscheinlich Ihre guten Gründe haben."

„Ich bin nicht exklusiv; ich bin nur ein Gewohnheitstier. Ich bin wie das Pferd, das immer vor der Thüre stehen bleibt, wo man ihm einmal Zucker gereicht hat."

„Zucker! Aber lieber Dokter, man würde Ihnen überall Zucker reichen. Nur haben Sie sich nirgends vorstellen lassen."

„Wozu das? Was wird es mir nützen, daß ich in Smyrna zwanzig Salons besucht habe, wenn wir in Madagaskar oder in China sind?"

„Was es Ihnen nützen wird? Daß Sie nicht vor Langeweile gestorben sind oder sich verheiratet haben, was

Ihnen sicher droht. Denn alle die, welche wie Sie, sich in einer mit einer heiratsfähigen Tochter gesegneten Familie festgeankert hatten, sind nicht ledig davongekommen, besonders die jungen Aerzte, für die ist es fast ein Verhängnis. Uebrigens thun Sie, was Sie wollen. Aber man wird Sie doch wenigstens heute abend auf dem Ball bei Harrissons sehen?"

„Gewiß nicht. Ich kenne die Leute nicht, und gedenke heute zwölf Stunden zu schlafen, um mich für die vorige Nacht zu entschädigen."

„Sie wissen nicht, was Sie verlieren. Harrisson ist von allen Millionären Smyrnas der vielfachste Millionär."

„Bah, ein alter Schotte, der sich in seine Bibel vergräbt. Wie, dieser Puritaner erlaubt sich, in seinem Hause tanzen zu lassen?"

„Mein Gott, allerdings; er erlaubt sich sogar noch etwas mehr; er gestattet sich, eine Frau zu haben, die eine berühmte Schönheit war, und eine Nichte, die traumhaft schön ist."

„Ei, das Alte und das Neue Testament. Warum waren denn diese Prinzessinnen gestern nicht im Kasino?"

„Sie haben es eben gesagt: Weil sie Prinzessinnen sind. Athina, die vollerblühte Juno, und Elenitza, diese knospende Minerva, sollten sich der gemischten Gesellschaft eines öffentlichen Balles aussetzen? Hören Sie, meine Herren, was der Doktor sagt? Freund Villeféron, wir lassen Sie nicht los, Sie müssen heute abend mitkommen. Sie werden kommen, sehen und besiegt werden, und morgen sind Sie in die Tante oder die Nichte verliebt; vielleicht sogar in beide. Das muß so sein; das gehört zum Reglement."

„Meinetwegen. Aber es gibt Artikel des Reglements, welche die ‚Nationalgarde'*) nichts angehen."

„So, glauben Sie? Sogar der Kommandant, der doch in der ganzen Marine als ein höchst tyrannischer Charakter bekannt ist, fürchtet sich vor Miß Elenitza. Er hat sogar dazu beigetragen, daß die kleine Person an nichts mehr zweifelt, am allerwenigsten an ihrer Allmacht. Sie ist eine

---

*) Die Offiziere eines Kriegsschiffs bezeichnen im Scherz durch das Wort „Nationalgarde" die ihnen im Rang gleichstehenden Beamten, die keinen Säbel tragen, wie den Arzt, den Ingenieur u. s. w.

junge Königin, die glaubt, daß ihr jede Huldigung von Rechts wegen gebühre, und der jedermann mit Vergnügen beweist, daß sie recht hat, denn im Grunde genommen ist sie sehr gut. ... Dabei geistreich, wie ein kleiner Teufel, manchmal sogar boshaft ..."

„Aber, Sie sagten doch, sie sei gut?"

„Einen Fall ausgenommen; sie ist nämlich vollkommen unempfindlich gegen die Leiden, die sie verursacht. Sie würde eine Meile weit gehen, um einen Spatzen aus den Klauen einer Katze zu retten, aber sie bekümmert sich nicht eine Minute lang um den verzweifeltsten Liebhaber; sie sagt, das gehe sie nichts an."

„Ei, ei! Das ist kein alltäglicher Charakter, und ich gestehe, daß er mich interessiert. Wenn ich eingeladen wäre ..."

„Das braucht Sie nicht zu hindern. Wir sind alle eingeladen, da schlüpfen Sie auch mit durch."

„Teufel! Das ist etwas gar zu ungeniert!"

„Bah! Wir sind in Smyrna. Sorgen Sie nur dafür, etwas spät zu kommen, wenn die Dame vom Haus nicht mehr an der Thüre empfängt."

„Wohlan," sagte Maurice; „der Würfel ist gefallen, ich werde auf diesen Ball gehen."

So stand es in den Sternen geschrieben.

Siebentes Kapitel.

Es war um die elfte Stunde nachts, als der junge Doktor vor der Wohnung des Bankiers Harrisson anlangte.

Das Haus, das sich auf dem neuen Teil des Quais befand, war ein Bau im italienischen Geschmack, mit einer gegipsten Fassade, dessen durch feste Läden von Eisenblech verwahrte Bogenfenster die Aussicht auf die Reede gewährten. Es hatte nur ein einziges Stockwerk, das mit einem sehr großen eisernen Balkon versehen war, und das Dach aus roten Ziegeln, die der Sonne besser widerstehen, als ein Schieferdach, trug vollends dazu bei, dem Gebäude eine Familienähnlichkeit mit jenen Villen zu geben, die man in der Umgebung Genuas massenhaft findet.

Ein prachtvoller orientalischer Teppich, der bis auf die Straße reichte, bedeckte die Stufen des Perrons, und Maschallas, eine Art Leuchtpfannen, in denen Kienholz brannte, erleuchteten mit ihrem gelben Licht die Auffahrt des Hauses, die durch eine Menge gaffender, zerlumpter Chapkins fast versperrt ward.

Die Wohnzimmer des Millionärs und seiner Familie lagen im Erdgeschoß, während die Gesellschaftsräume sich im oberen Stockwerk befanden. Es ist dies ein durch die Erdbeben entstandener Brauch in Smyrna; wenn der Sismos (das Erdbeben) die Bilder an den Wänden hin und her schaukelt und die Klingeln ertönen läßt, ist es angenehm, wenn man rasch auf die Straße gelangen kann.

Als Maurice in die Hausflur trat, glaubte er nach Belgravia-Square versetzt zu sein. Alles war hier englisch; die Möbel, die Behänge, die Diener, und sogar jener unbestimmbare Duft, der einen Bürger Großbritanniens überall hin begleitet, fehlte nicht. Während man ihm den Mantel abnahm, hatte Maurice Zeit die „Halle" mit ihren großartigen Verhältnissen und die riesige Treppe von weißem Marmor zu bewundern, die zur Hälfte unter Blumen und Laubwerk verschwand. An ihrem Fuße, linker Hand, sah man durch eine offene Thüre in das Garderobezimmer der Damen, in dem sich unzählige Mäntel und Mantillen und zwei große Ankleidespiegel befanden, von dem einer in diesem Augenblick das entzückendste Mädchenantlitz wiederspiegelte, das der Doktor jemals bewundert hatte.

Die schöne Unbekannte, wahrscheinlich ein verspäteter Gast, warf einen letzten prüfenden Blick auf ihre Toilette, während eine Dame reiferen Alters, augenscheinlich englischer Abkunft, kaltblütig auf das junge Mädchen wartete.

Die junge Dame, die vor dem Spiegel stand und Maurice den Rücken zukehrte, zeigte ihm eine wundervolle Gestalt, die noch mehr hervortrat, da sie die Arme erhoben hatte, um etwas am Blumenschmuck ihres Haares zu ordnen. Sie lächelte dem reizenden Bilde, das ihr der Spiegel zeigte, flüchtig zu und schien sich in so guter Gesellschaft nicht nach den Tänzern zu sehnen, die sie dort oben erwarten mochten.

Die Treppe und die Hausflur waren menschenleer. Alle Gäste waren schon angelangt, und noch dachte niemand daran, wieder fortzugehen.

„Potztausend," sagte sich Maurice, „wenn man nach

diesem Pröbchen urteilen darf, so wählt die Frau vom Hause ihre Gäste nicht übel."

Und da die beiden Damen soeben aus der Garderobe traten, sagte er, sich vor der jüngeren verneigend: „Gnädiges Fräulein; ich beeile mich vielleicht zu sehr, aber ich glaube, daß es sicherer ist, wenn ich es wage, Sie noch vor Ihrem Erscheinen im Ballsaal um einen Walzer zu bitten. ..."

„Mein Herr," antwortete das junge Mädchen mit dem ungezwungenen Wesen einer feingebildeten Dame, „mir scheint, ich sehe Sie heute zum erstenmal."

„So verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich mich Ihnen selbst vorstelle. Ich bin Doktor Villeféron, vom Aviso Dumont d'Urville."

Die junge Dame betrachtete Maurice mit wachsendem Erstaunen.

„Aber, Herr Doktor, wie kommt es, daß ich Sie noch nie gesehen habe, daß ich niemals Ihren Namen nennen hörte?"

„Das kann ich Ihnen leicht erklären, wenn Sie die Gnade haben wollen, mich nicht zu verraten. ... Denn es handelt sich um ein Geheimnis."

„Ei, ei, Herr Doktor! Sie plaudern Ihre Geheimnisse leicht aus. Wissen Sie denn überhaupt, wer ich bin?"

„Leider nicht. Aber ich werde mich sehr bald in aller Form vorstellen lassen. Unterdessen können Sie mir jedoch einen sehr großen Dienst erweisen, wenn Sie nämlich meinen Arm annehmen wollten, damit wir zusammen in die Gesellschaft eintreten. Denn, unter uns gesagt, meine Einladung ist nicht ganz regelrecht erfolgt, und wenn Frau ... Frau ..."

„Harrisson. Wirklich, Herr Doktor, ihren Namen hätten Sie sich doch wenigstens merken sollen. Sie haben sie also noch nie gesehen?"

„Noch niemals. Meine Kameraden an Bord haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich mich entschloß, zu kommen; sie haben mir so viel Schönes von dem Ball der Dame, vom Souper und von ihrer Nichte erzählt ..."

„Aha, Herr Doktor gestehen Sie nur, daß Sie sich des Soupers wegen entschlossen haben."

„Nein, auf Ehre! Der Nichte wegen komme ich, oder vielmehr der Nichte wegen wollte ich kommen, denn seit ich Sie gesehen habe ..."

„Mein Herr," erwiderte die Unbekannte, indem sie Maurice ziemlich spöttisch von der Seite ansah. „Das ist

sehr schmeichelhaft für mich; aber vielleicht werden Sie andrer Meinung sein, wenn Sie Elenitza gesehen haben. Und wenn Sie erst mit ihr gesprochen haben . . ."

„Ich werde kein Wort mit ihr sprechen, wenn Sie mir zur Belohnung die Ehre erzeigen wollen, den Cotillon mit mir zu tanzen."

„Ich verlange nicht, daß Sie so grausam gegen das arme Mädchen sind; übrigens fordert es auch die Höflichkeit, daß Sie sich bei dieser ersten Begegnung ein wenig mit ihr unterhalten."

„Es ist die erste und letzte. Ich werde dies Haus nicht wieder betreten; ich gehe nicht in Gesellschaft."

„Das ist sehr traurig für die Gesellschaft, Herr Doktor. Indessen, wer weiß?"

Maurice begann ein wenig unruhig zu werden. Diese kleine Person, deren hübscher Arm auf dem seinigen ruhte, sah ganz danach aus, als ob sie ihn tüchtig zum besten habe. Sie waren währenddem auf dem obersten Treppenflur angelangt; auf einen Wink der Unbekannten, wurde durch einen Kroaten im Nationalkostüm die Portiere zurückgeschlagen, und Maurice trat mit seiner Begleiterin in einen großen, mit etwas schwerfälliger Pracht ausgestatteten Saal. Eine Quadrille war soeben beendet worden, und in der Mitte des Saals stand eine in üppiger Fülle prangende, noch sehr schöne Frau, die sich mit mehreren Herren unterhielt.

„Sehen Sie, dort ist Frau Harrisson," sagte die Begleiterin Villeférons, ihm die Dame durch einen Blick zeigend.

Die beiden Damen waren sich bis auf die Augen so vollkommen ähnlich, daß der Doktor, nachdem er sie miteinander verglichen hatte, den Arm des jungen Mädchens losließ und, sich tief verneigend, zu ihr sagte: „Gnädiges Fräulein ich errate, welch empörender Unschicklichkeit ich mich schuldig gemacht habe. Ich bin in Ihrer Hand; erlauben Sie mir nur, mich zu entfernen, ehe Ihre Frau Tante mir als einem Eindringling die Thür weisen läßt."

„Dazu ist es zu spät," erwiderte Elenitza. „Man hat uns bemerkt und würde glauben, daß ich mich mit einem Unbekannten eingelassen habe. Sie müssen den Kelch bis auf die Hefe leeren; Mut gefaßt, Herr Doktor! Kommen Sie und lassen Sie sich meiner Tante vorstellen."

Frau Harrisson machte beim ersten Anblick den Eindruck einer in jeder Beziehung vollkommen glücklichen Frau.

Sie schien physisch wie moralisch den Begriff der Lebenslust zu verkörpern. Ihre roten Lippen, die strahlenden Augen und die weißen Zähne, die sie oft sehen ließ, zeugten von Gesundheit und jener beneidenswerten, wenn auch gerade nicht verdienstlichen guten Laune, die aus dem Mangel jeder irdischen Sorge und Widerwärtigkeit entspringt.

Athina, die zweite der vier Töchter des Bankiers Barkshire, die alle bildschön, aber ohne Vermögen waren, hatte ihren Gatten, einen Schotten, der drei Millionen und zwei und einhalbmal ihr Alter besaß, ebenso sehr durch ihr silberhelles Lachen, als durch ihre wunderbare Schönheit bezaubert. Herr Harrisson lachte niemals selbst, aber er meinte mit Recht, daß keine Musik der Welt dem Lachen einer hübschen, glücklichen Frau gleichkomme, und in dieser Hinsicht konnte man sagen, daß Athina dem Schotten genug für seine Millionen gab. Das größte Vergnügen, das man ihr bereiten konnte, bestand nicht darin, daß man sie durch Geist blendete oder durch Weihrauch berauschte, sondern, daß man sie zum Lachen brachte; denn sie bedurfte des Lachens zu ihrer Gesundheit, wie andre Menschen der Bewegung bedürfen, um nicht krank zu werden.

Natürlich merkte man der Erziehung Elenitzas den Einfluß dieser so verschiedenartigen Umgebung an. Da sie frühzeitig zur Waise geworden war, hatten sie Onkel und Tante Harrisson, deren Ehe kinderlos geblieben, zu sich genommen und von ihr nur zweierlei verlangt: erstens, glücklich zu sein, und zweitens zu zeigen, daß sie es war. Sie zeigte es in hohem Grade, schwerer wäre es jedoch gewesen, zu sagen, wie es mit ihrem Glück in Wahrheit stand. In Frankreich hätte das Benehmen dieser siebzehnjährigen Schönheit beunruhigend erscheinen können, aber man darf nicht vergessen, daß man sie nach englischer Art erzogen hatte und daß in Smyrna verheiratete Frauen von sechzehn und siebzehn Jahren keine Seltenheit sind. Fügt man hinzu, daß Elenitza der verzogene Liebling aller Fremden, selbst noch mehr als der ihrer Adoptiveltern war, was viel sagen will, so kann man den Müttern, die an ihr auszusetzen finden, nur wünschen, daß ihre Töchter im Grunde ebenso ernsthaft, so rechtschaffen und so fähig sein möchten, sich selbst zu behüten, als Elenitza es war.

Außerdem vergaß ich Miß Nancy Woodfall, die Erzieherin, zu erwähnen, die Elenitza wie ihr Schatten folgte und noch weniger lachte als Herr Harrisson.

Der Glanzpunkt des Abends war für Athina der Augenblick, wo ihre Nichte ihr Maurice vorstellte und ihr dabei erzählte, wie sie mit ihm an der Thüre der Garderobe zusammengetroffen war, wo sie etwas an ihrer Toilette hatte in Ordnung bringen lassen. Die lustige Frau Harrisson lachte so sehr darüber, daß ihre Augen feucht wurden, und ihre Schultern sich röteten, was weder jenen noch diesen zum Schaden gereichte. Von diesem Augenblick an war der junge Doktor der erklärte Liebling der Frau vom Hause und der Held des Abends; denn der war doch wenigstens nicht auf die alltägliche Weise bei ihr eingeführt worden. Beim Souper, das mit königlicher Pracht an kleinen Tischen serviert wurde, verlangte Athina, daß Maurice in ihrer Gesellschaft speise, und Herr Harrisson, der mit seinem stark geröteten, von einem schneeweißen Backenbarte umrahmten Gesicht von einer Gruppe zur andern wanderte, nötigte ihn, manches Glas Champagner zu leeren, ohne ihn dadurch besonders aufzuheitern. Maurice war zerstreut und in Gedanken versunken; seine Blicke suchten am andern Ende des Saales einen etwas brünetten, noch ein wenig magern, aber höchst zierlichen Nacken, der einen fein geformten, einer griechischen Statue würdigen, von rabenschwarzen, üppigen Flechten gekrönten Kopf trug.

Endlich war auch die Zeit des Cotillons herangekommen, und Maurice konnte sich neben Elenitza niederlassen.

„Ich sage es Ihnen im voraus," sagte das junge Mädchen, „daß ich mich nicht gern ermüde. Ich habe mich geweigert, den Cotillon anzuführen, weil ich faul bin, und hatte ihn niemand versprochen, weil ich Fatalistin bin."

„Sie sind es sicher nicht mehr als ich. Ich war schon mehr als halb ein Moslem, aber ich glaube wahrhaftig, daß ich morgen ein ganzer sein werde. Wenn ich bedenke, daß ich mich heute morgen weigerte, diesen Ball zu besuchen!"

„Wie kommt es, daß Sie schon mehrere Wochen in Smyrna sind, ohne sich bei uns sehen zu lassen? Mir ziemt es nicht, den Salon meiner Tante zu rühmen, aber offen gesagt, er ist besser als mancher andre."

„Ach, gnädiges Fräulein! Ich bin ein Wilder."

„Warum nicht gar! Sie sind nur ein falscher Wilder. Kennen Sie gar niemand in Smyrna?"

„Ich hatte einen Empfehlungsbrief an die Familie Leonidis. Sie haben mich dort sehr gut aufgenommen, und da ich, wie ich Ihnen wiederhole, sehr träge bin . . ."

„Aber dann sind Sie ein Schiffbrüchiger, lieber Herr Doktor, und kein Wilder! Wer weiß, ob Sie sich nicht in diesem Augenblick nach der Sandbank in der Rosenstraße sehnen, die vom Lächeln der schönen Annetta verschönt wird."

„Kennen Sie das Fräulein?"

„Ich begegne ihr mitunter auf der Straße und habe sie im Verdacht, daß sie uns, meine Tante und mich, wütend haßt. Ich rate Ihnen, sich vor ihr Ihres Streichs von heute abend nicht zu rühmen. Aber einmal ist keinmal, und wenn man Sie denunziert, so wird Ihnen verziehen werden, da Sie, Ihren eigenen Worten nach, unser Haus nicht wieder betreten wollen."

Arme Annetta! Als der Hahn gekräht hatte, das heißt, als die Musik aufhörte, hatte Maurice sie mehr als dreimal verleugnet.

Achtes Kapitel.

Als Villeféron wenige Stunden nach Beendigung des Balles sich von seinem schmalen Seemannslager erhob, auf dem er kein Auge geschlossen hatte, mußte er sich gestehen, daß er verliebt sei. Er kämpfte indes gegen sein Gefühl an, denn er befand sich noch im ersten Stadium der Krankheit, wo man nicht krank sein will. Er hatte sich selbst die schönsten Reden gehalten; er hatte die Vernunft, das Ehrgefühl, die Philosophie, und, Gott verzeihe ihm, sogar die Medizin zu Hilfe gerufen. Als letztes, verzweifeltes Mittel hatte er sich endlich über sich selbst lustig gemacht, was ihm mehreremal in ähnlichen, wenn auch weniger ernsten Fällen gute Dienste geleistet hatte.

„Du Einfaltspinsel, blödsinniger Thor, Kindskopf, Komödienliebhaber, Romanheld!" schalt er sich. „Hast du denn noch gar nichts in deinem Leben gesehen? Ist es denn das erste Mal, daß dir ein hübsches Mädchen auf einem Ball entgegentritt? Hast du nicht bei deinem Vater mit wer weiß wie vielen Frauen gewalzt, gepolkt, soupiert, cotilloniert, und, weiß Gott, sogar kokettiert, Frauen, die ebenso schön waren. . . ."

„Oh!" protestierte der Angeklagte. „Ebenso schön! . . . Das ist nicht wahr!"

„Nun, meinetwegen. Aber man hatte dich gewarnt; du kannst dich nicht damit entschuldigen, daß du überrumpelt worden seist.“

„Ja, aber man hatte mir nicht gesagt, daß ich sie am Fuß der Treppe finden würde; ich war nicht auf meiner Hut. Hätte ich sie an ihrem richtigen Platz, neben ihrer Tante bemerkt, hätte man mich ihr in alltäglicher Weise in aller Form vorgestellt, so hätte ich einen tiefen Diener gemacht und gefragt: ‚Ist es noch Zeit, Sie um einen Walzer zu ersuchen?‘ — ‚Ach! mein Herr, ich habe nur noch den zweiundzwanzigsten frei‘ — und damit war die Sache abgemacht. Aber diese Treppe, diese verteufelte Treppe! ...“

„O, der glorreichen Erinnerung! Hat sie dich dort nicht genug zum Narren gehabt?“

„Nein, nicht genug! Warum kann ich nicht heute abend, morgen, ein ganzes Jahr lang, jene Stufen hinaufsteigen, ihre reizende Hand auf meinem Arm fühlen, ihr goldnes Lachen hören, mein Herz den zündenden Strahlen ihrer wunderbaren Augen darbieten und ihr entzückt sagen: ‚Versenge mich, aber blicke mich an!‘“

„Nun gar noch Poesie! Du bist verloren; du bist kein Mann mehr, bist kein Pariser, bist kein Arzt mehr, allerhöchstens noch ein Apothekerlehrling in einer Provinzialstadt.“

Während Maurice sich in dieser Weise im stillen die Leviten las, erwachte Elenitza in ihrem zierlichen jungfräulichen Gemach mit einer abscheulichen Migräne, und diese war vorläufig das einzige Andenken, das ihr der Ball zurückgelassen hatte.

Sie klingelte ihrer Zofe und erhob sich, im Glauben, daß Bewegung ihr gut thun werde. Während sie ein weißwollenes, warmes Morgenkleid überwarf, fragte sie, ob Briefe für sie gekommen seien. Es waren keine angelangt. Und ihre Zeitschriften, ihre illustrierten Journale? Sie waren nicht angekommen, die europäische Post war ausgeblieben. Wie war das Wetter? Es regnete in Strömen.

„Das wird ein netter Tag werden! O, diese Tage nach einem Balle! Finden Sie nicht auch, Käthe, daß sie schauderhaft sind?“

Das junge irische Kammermädchen, das während der ganzen Nacht abgetretene Garnituren wieder angenäht hatte und todmüde war, antwortete mit voller Ueberzeugung: „O ja, gewiß, gnädiges Fräulein.“

„Was würden Sie heute an meiner Stelle thun?"

„Ich würde mich wieder zu Bette legen, gnädiges Fräulein, und bis um sechs Uhr abends schlafen. Schlafen ist so was Schönes!"

„Sie haben gut reden. Seit wann kann man schlafen, wenn man Migräne hat? Mir ist, als trüge ich ein Haus auf meinen Schultern."

Käthe riß die Augen auf und starrte ihre Herrin an, als ob sie erwartet hätte, wirklich ein steinernes Gebäude mit Fenstern und Balkon auf ihren Schultern zu sehen.

„In jedem Fall ist es ein hübsches Haus," antwortete sie mit naiver Bewunderung. Dann setzte sie leiser hinzu: „Wie wär's, wenn gnädiges Fräulein Erinnyen kommen ließen?"

„Ist sie da?"

„Ja, gnädiges Fräulein. Sie liegt uns im Dienstbotenzimmer seit heute morgen auf dem Halse, um uns zu erzählen, was man in der Stadt vom Balle spricht."

„Wohlan, sie mag kommen!"

Zwei Minuten darauf hüpfte das seltsame Geschöpf ins Zimmer, und hinter ihr kam Käthe, die die Alte mit einer Art abergläubischer Furcht betrachtete.

„Erinnye," sagte Elenitza auf griechisch — denn jene sprach nur diese Sprache —, „Erinnye, ich habe furchtbares Kopfweh."

„Hm!" machte die Hexe mit einem ihr eigentümlichen Grunzen. „Wie könnte das einen wunder nehmen? Sie haben Ihnen mit ihrer Eifersucht das Matiasma (bösen Blick) zugeworfen. Nicht wahr, alle haben Sie mit neidischen Blicken verschlungen?"

„Wohl möglich," antwortete das junge Mädchen lächelnd. „Ich glaube, daß ich ein wenig angeschaut worden bin, aber nicht allein von den Frauen."

„Hm! Die Blicke verliebter Männer thun keinen Schaden; im Gegenteil! Die der Frauen sind's. Die Verwünschten! Ich hasse sie!"

„Hat man dir von mir gesprochen?"

„Ei, von wem sollte man sonst wohl sprechen? Die andern sahen ja wie Mägde neben Ihnen aus. Und alle Männer lagen ihrer Wasilissa (Königin), ihrer Sultana zu Füßen. Aber ist Ihnen keiner darunter aufgefallen?"

Elenitza schüttelte verneinend das Haupt, während sie

mit verdrießlicher Gebärde die schweren Flechten stützte, die es beschwerten.

„Wie, nicht einmal der Iatros (Arzt) des französischen Schiffes? Man sagt, daß ihn diese Nacht alle jungen Männer beneidet haben.“

„Erinnye,“ wiederholte das junge Mädchen, als ob sie nichts gehört habe. „Wenn du wüßtest, was für Kopfweh ich habe!“

„Gut,“ erwiderte die Hexe. „Nur ein wenig Geduld, und Sie sollen geheilt sein. Wir werden das Anathima (die Beschwörung) vornehmen.“

„Du weißt doch, daß es mein Oheim verboten hat. Als er uns das letzte Mal dabei überraschte, hat er mich sehr ausgescholten.“

„Diesmal werden wir nicht überrascht werden. Er ist nach dem Hafen gegangen, und die Gouvernante schläft noch. Ich kann den bösen Blick nicht auf meinem goldnen Kind haften lassen. Warten Sie einen Augenblick; ich bin gleich wieder da.“

„Gnädiges Fräulein,“ sagte Käthe, die nichts von diesem Gespräch verstanden hatte; „wird sie ihre Hexereien machen?“

„Ja; aber sprechen Sie nicht davon, sonst holt der Teufel Sie.“

„O, Fräulein, ich zittre vor Furcht. Und doch sehe ich diese Zauberei gern; sie erinnert mich an die alten Hexen auf unsrer Insel.“

Erinnye trat wieder ins Zimmer. Sie trug ein Becken mit glühenden Kohlen, auf die sie sogleich eine Handvoll Gewürznelken warf, worauf ein dichter Rauch aufstieg. Elenitza, für welche die Ceremonie nicht neu war, stellte sich in die Mitte des Zimmers; sie biß sich zwar auf die Lippen, als wolle sie das Lachen verbeißen, aber trotzdem fühlte sie einen angenehmen leisen Schauer von Furcht ihren Körper durchrieseln. Es ist freilich schwer, an Hexerei zu glauben, aber wer weiß? Erinnye sah so überzeugt von der Sache aus, und man erzählte sich so sonderbare Dinge von ihr.

Käthe, die sich in eine Fensternische geflüchtet und hinter den Vorhang versteckt hatte, schielte mit verhaltenem Atem hervor.

Die Alte schritt, ihr Kohlenbecken in der Hand haltend, langsam im Kreise um Elenitza her, während sie in ihrem

Dialekt entsetzliche Verwünschungen ausstieß. Und wenn eines der Gewürzkörner mit dumpfem Geräusch platzte, murmelten ihre welken Lippen: „Hm! Hören Sie sie? Hören Sie, wie wütend sie sind, daß sie ihren Meister gefunden haben? Hm! versucht nur immer euch zu empören, Verfluchte! Wir haben euch in unsrer Gewalt. Piff, paff — hören Sie nur! Sehen Sie, daß alle dabei waren. Anathima! anathima! Hunde! Schweine! Skorpione! Schlangen!"

Nach der vorschriftsmäßigen Anzahl von Rundgängen stellte Erinnye das noch immer rauchende Kohlenbecken auf den Teppich und das junge Mädchen sprang, ihre Röcke leicht aufraffend, dreimal über die Glut, während die Hexe die letzte Beschwörungsformel sprach. Elenitza lächelte, und indem sie Sorge trug, daß ihre Kleider nicht Feuer fingen, zeigte sie einen atlasbeschuhten, reizenden Fuß, in einem zierlichen seidenen Strumpf, der bei uns alle Dämonen angelockt hätte, statt sie in die Flucht zu schlagen, weshalb man annehmen muß, daß die Smyrnaer Teufel einen andern Geschmack haben, als die Pariser.

Die Beschwörung war zu Ende; die Alte hob ihr Kohlenbecken auf und schickte sich an, fortzugehen.

„Nicht wahr, jetzt geht es Ihnen wirklich besser?" fragte sie mit vollkommen überzeugter Miene.

„Ja; es geht mir besser," antwortete die Kranke.

Und in der That litt sie jetzt weniger unter ihrer Migräne. War dies in der That die Wirkung des Zaubers, oder dachte Elenitza jetzt an den jungen Jatros, dessen glühende Blicke sie noch zu fühlen glaubte.

Neuntes Kapitel.

Am Abend desselben Tages ging Maurice ans Land und zwar — bewundert diesen Helden! — nicht um zu Frau Harrisson zu gehen. Sie empfing zwar jeden Abend Gäste und hatte dem jungen Doktor gesagt, daß er ihr stets willkommen sein werde; aber schon nach vierundzwanzig Stunden und am Tage nach einem ermüdenden Ballabend wagte er nicht, bei den Damen vorzusprechen. Außerdem mußte er sich auch bei der Familie Leonidis sehen lassen.

Er mußte sich, die Wahrheit zu gestehen, ein wenig Gewalt anthun, um den Weg nach der Rosenstraße einzuschlagen, statt längs des Quais bis zur Thür eines gewissen Hauses zu gehen, das er nicht mehr zu betreten versprochen hatte. Das Versprechen war ja doch null und nichtig, da er sich in der Person geirrt hatte. Welche Veränderung kann das leiseste Eingreifen des Schicksals in den Gefühlen, ja in dem ganzen Wesen eines Menschen hervorbringen! Wie oft hatte Maurice, wenn er, wie jetzt eben, über die von einem scharfen Wind bestrichenen Fassula schritt, mit wahrem Vergnügen an das wohldurchwärmte Zimmer gedacht, wo ihn eine einfache, gastfreie Familie erwartete. Heute abend meinte er den Weg nach Sibirien einzuschlagen. Die Rosenstraße schien ihm eine Mördergrube, Garufalia eine zerlumpte Bettlerin zu sein. Frau Leonidis und die alte Katina kamen ihm wie zwei plattsprechende Spießbürgerinnen vor, und Demosthenes wie ein guter, schwatzhafter armer Teufel, mit einem lächerlichen Namen.

Was die „schöne Annetta" betraf, so betrachtete er sie heute zum erstenmal mit den Augen des Kritikers, und aufrichtig gesagt, war er nicht in der Stimmung, sie nachsichtig zu beurteilen. Er fand, daß ihre Schönheit nur in der beauté du diable bestehe, daß ihr Gesicht frisch, aber etwas zu dick sei, daß ihre Handgelenke sich nicht durch Feinheit auszeichneten und daß überhaupt eine Blondine eine widerwärtge Erscheinung sei. Was ihn aber besonders nervös machte, war die französische Aussprache des armen Mädchens, dieses heureuse, das sie „herese" sprach, dieses au contraire, das sie „o contrère" die letzte Silbe zärtlich dehnend, sang.

Und doch hielt sich Annetta damals für das glücklichste Geschöpf in ganz Kleinasien. Er war da! Sie verwandte kein Auge von ihm und hing an seinen Blicken, die doch nichts weniger als zärtlich waren, und verschlang seine Worte, die durchaus nicht denen der verliebten Helden Mussets glichen. Ach, sie konnte leider den Unterschied nicht beurteilen; bei den Diakonissinnen wird Musset nicht gelesen.

Wie unerfahren sie indes auch war, so bemerkte sie doch bald, daß ihr Maurice ein andrer geworden war, denn der bloße Instinkt genügt, um der Liebe ein schmerzliches Hellsehen zu verleihen.

Du treuer Freund, der du zu meinen Füßen schläfst, wie oft, wenn ich aus einem fremden Hause heimkehrte,

wo meine Hand einen andern Kopf als den deinen gestreichelt hatte, erhobst du dich langsam und beschnuppertest mich traurig. Du bist eifersüchtig, und darum liebe ich dich. Und wenn eure Eifersucht, ihr Frauen, uns im Gegenteil meistenteils unerträglich wird, so liegt es nicht daran, daß euer Schmerz uns anklagt, sondern daran, daß er nicht stumm ist. Wozu sollen wir uns besser machen, als wir wirklich sind?

„Nun, hat Sie der Ball befriedigt?“ fragte Annetta, sobald Maurice sich neben ihr am Tandur niedergelassen hatte.

Der „Ball“ war für sie der, wo sie mit dem Gebieter ihres Herzens getanzt hatte; für Maurice war der „Ball“ der, wo er dem Stern seines Lebens begegnet war. Er erinnerte sich kaum noch des Festes im Kasino. Wer geht denn ins Kasino? Hatten Frau Harrisson und ihre Nichte es je betreten? Und diese arme „Thörin“ fragte, ob ihn der „Ball“ befriedigt hätte! Es war, als ob ein gefallener Engel unsern Stammvater am Tage nach seiner Vertreibung aus Eden gefragt hätte, ob ihm das irdische Paradies gefallen habe!

„Ich bin noch ganz bezaubert davon,“ antwortete Maurice, verzückt ins Leere starrend. „Es war prachtvoll; ich habe nie, selbst in Paris nicht, einen solchen Abend verlebt.“

Annetta errötete vor Vergnügen bei dieser Antwort, denn er, der sie gab, hatte nur mit ihr getanzt. Aber Tante Katina wollte noch etwas Besseres hören, obgleich sie fand, daß er gut geantwortet hatte. Ach, oft verdirbt man eine Sache, wenn man sie zu gut haben will.

„Welches junge Mädchen hat Ihnen am besten gefallen?“ fragte sie, im voraus der Antwort zulächelnd, die sie zu hören erwartete.

„Ich habe nur ein einziges gesehen,“ erklärte Maurice glückstrahlend; „doch das ist eine lange Geschichte. Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht eingeladen war.“

„Nicht eingeladen?“ wiederholte Fräulein Leonidis, die aus den Wolken fiel.

„Mein Gott! nein. Meine Kameraden haben mich mit Gewalt mitgeschleppt und meinten, ich werde mit eingeschmuggelt werden. Aber nun raten Sie, wen ich am Fuß der Treppe traf: Miß Elenitza in eigener Person!“

„Elenitza! Sie waren auf dem Ball bei Harrissons?“

„Ich war so ganz und gar dort, daß ich ihn erst heute früh um sechs Uhr verlassen habe.“

Und nun begann er die Erzählung seiner Abenteuer und der empfangenen Eindrücke, eine Erzählung, die er lang hätte ausspinnen können, da niemand daran dachte, ihn zu unterbrechen. Es war, als ob der Blitz in den Tandur eingeschlagen hätte, oder als wären statt der Gewürze betäubende Spezereien darauf gestreut worden.

Tante Katina runzelte wütend die Brauen, Annetta biß die Zähne zusammen, um nicht in Thränen zu zerfließen, was ihre Eigenliebe ihr nicht gestattet hätte; Dudu war sehr bewegt, und Demosthenes betrachtete, während er seine zusammengefaltete Zeitung zwischen den Fingern drehte, über seine Brille hinweg die Verheerungen, die sich vor seinen Augen vollzogen.

Maurice war, wie es oft vorkommt, der einzige, der seine Geschichte unterhaltend fand. Als sie zu Ende war, fragte er: „Nicht wahr, Miß Elenitza ist eine Waise?"

Da niemand antworten wollte oder konnte, so opferte sich Demosthenes auf. „Sie war noch ein Kind," sagte er, „als sie Vater und Mutter verlor. Diese hatte zwei Schwestern, Frau Harrisson und eine andre, die in Konstantinopel verheiratet ist ..."

In seltsamer Erregung, mit flammenden Blicken und glühenden Wangen unterbrach hier Annetta ihren Vater. Maurice fuhr zusammen; in der boshaften Person, deren Stimme vor Wut zischte, erkannte er die Tochter des Maklers mit der ruhigen, gutmütigen Miene, nicht wieder.

„Verzeihen Sie," sagte sie, „Sie haben die jüngste der vier Schwestern vergessen, die, welche mit einem türkischen Offizier durchgegangen ist. Ich bin überzeugt, daß Herr Villeféron neugierig wäre, ihre Geschichte zu hören"

„Annetta!" ... rief Leonidis streng; denn er verstand keinen Spaß, wenn es sich um die Zurückhaltung handelte, die einem jungen Mädchen geziemt.

„Ich schweige schon," grollte die arme Enttäuschte. „Erlauben Sie mir nur noch zu bemerken — die Bemerkung stammt nicht von mir — daß Elenitza besonders an die ihrer Tanten erinnert ... von der man nicht sprechen darf."

Ehe jemand ein Wort erwidern konnte, hatte sie sich erhoben und das Zimmer verlassen, wo nach ihrer Entfernung die Unterhaltung zu stocken begann. Maurice, der von der Begeisterung in die ihn seine Erzählung versetzt hatte, ein wenig abgekühlt war, begann dunkel zu fühlen,

daß er einen dummen Streich gemacht habe, ohne sich übrigens mehr darum zu kümmern als ein berauschter Kutscher sich um den Vorübergehenden kümmert, der unter seinen Wagen geraten ist.

„Hol der Teufel die Frauen," dachte er — „die zu schmollen anfangen, sobald sie hören, daß eine andre ein hübsches Kleid anhatte. Ich hoffe, daß Annetta nicht lange schmollen und bald wieder herunterkommen wird. Ich werde sie versöhnen, indem ich ihr von ihren Erfolgen im Kasino erzähle, und dann werde ich schlafen gehen, denn ich langweile mich ganz entsetzlich."

Maurice irrte sich sehr. Die Versöhnung sollte weder an diesem Abend, noch an den folgenden stattfinden, und Annetta dachte in ihrem Zimmer an ganz andre Dinge als an Schmollen. Zuerst weinte sie, und die Thränen, die aus ihren Augen rannen, waren in ihrem, von nun an vom rechten Wege abirrenden Leben die letzten Thränen, deren sie sich nicht zu schämen brauchte. Ein faustgroßer Stein fällt auf eine Schiene, und ein ganzer Eisenbahnzug entgleist. Das Schicksal des Menschen ist ein Geheimnis. Wie viele von den alten Frauen, die wegen ihrer Güte geliebt und wegen ihrer Tugend verehrt werden, verdanken den Heiligenschein, der ihr weißes Haupt umstrahlt, nur dem Umstand, daß der Stein nicht fiel!

Zum drittenmal beweinte Annetta den Wahn eines zu leichtgläubigen und zu jungen Herzens, aber sie schwor sich zu, daß es das letzte Mal sein solle. Sie leistete noch einen andern Schwur, während ihre Blicke starr an der Tanzkarte hingen, die jetzt ein Pfand ihres Hasses geworden war. Hätte Maurice sie so gesehen, so würde er wahrscheinlich sehr über ihren Zorn gelacht haben, und doch hätte er — wie die Zukunft bewies — sehr unrecht gehabt, darüber zu lachen.

Fräulein Leonidis erschien nicht wieder am Tandur, und Maurice verabschiedete sich von der Familie mit dem Bewußtsein, daß er besser gethan hätte, heute abend an Bord zu bleiben. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, morgen um diese Stunde werde ich in der Nähe Elenitzas weilen.

Und während er, im Hinterteil seines Bootes sitzend, auf die Signallaternen zusteuerte, deren rote und grüne Lichter er in der Ferne bemerkte, dachte er, daß vierundzwanzig Stunden in gewissen Fällen recht lange währen können.

Zehntes Kapitel.

Der Salon Frau Harrissons war jeden Abend geöffnet. Es war eine eigentümliche Gesellschaft, die man dort fand, eine Gesellschaft, von der kein Pariser Salon einen Begriff zu geben vermag, da sie alle Eigentümlichkeiten der verschiedenen Gesellschaftskreise vom rechten und linken Ufer des Kanals in sich vereinigte. Je nachdem das Dampfboot am Morgen einen englischen Lord oder einen Baumwollenhändler aus Liverpool, einen Maler oder ein Mitglied der Académie des inscriptions in Smyrna ausgeschifft hatte, nahm die Unterhaltung eine andre Färbung an und wurde je nach Umständen politisch, merkantilisch, artistisch oder frivol. Manchmal fand man sogar eine reisende Durchlaucht oder einen auf seiner Amtsreise begriffenen Pascha bei Athina, aber regelmäßig und meist in beträchtlicher Anzahl traf man in ihrem Salon Marineoffiziere aller Seemächte Europas. Sie fühlten sich dort — nicht wie zu Hause — denn der Ton strengster Sitte herrschte in der Gesellschaft, aber in einem Hause, wo man sie mit Vergnügen aufnahm, falls sie sich nur als unterhaltend und gebildet erwiesen.

Die Tante und die Nichte hatten jede ihren Hof, oder wie Elenitza sagte, ihre Flotte. Frau Harrisson versammelte die Mehrheit der Franzosen unter ihrer Flagge, während das junge Mädchen ihre Mannschaft hauptsächlich aus den Unterthanen Ihrer Britischen Majestät rekrutierte. Aber dieser Dienst war nicht unbedingt bindend; es gab in beiden Flotten Eklektiker und Ueberläufer. Von Zeit zu Zeit ging ein Midshipman, der durch die Spöttereien Elenitzas zu übel zugerichtet, oder desperately in love (wahnsinnig verliebt) war, ins andre Lager über, um seine Wunden heilen zu lassen, und einige besonders raffinierte Verehrer fanden es pikant, abwechselnd dem verführerischen Lenz der Nichte und dem in üppiger Pracht prangenden Sommer der Tante zu huldigen. Aber weder der Sommer, noch der Frühling dachten daran, etwas andres als ihr strahlendes Licht und ihr Lächeln zu gewähren; mehr von ihnen zu verlangen, wäre unter den obwaltenden Umständen eine noch größere Dummheit als Verwegenheit gewesen, ungefähr so, als ob ein durch Paris reisender Fremder den Arc de Triomphe zu kaufen begehren wollte.

Allerdings ging eine geheimnisvolle Sage, daß die schöne Frau Harrisson einmal in ihrem Leben — ein einziges Mal — schwach gewesen sei. Man sagte, daß sie sechs Monate lang ein Liebesverhältnis gehabt habe; aber die Angst und die Aufregungen dieses fast ohne Lachen verlebten halben Jahres hatten sie für immer von der Liebe geheilt, die sie für einen mit wahrer Behaglichkeit unvereinbaren Zustand erkannt hatte. Die Nichte ihrerseits betrachtete aus einem ganz entgegengesetzten Gefühle die Liebe als etwas Ernstes und Furchtbares und nicht als ein Gesellschaftsspiel, bei dem man den ersten besten zum Partner annimmt und den Einsatz wieder in die Tasche steckt, wenn die Partie zu Ende ist.

Uebrigens gestattete keine von beiden Damen Schwermut, Seufzer und zerknirschte Mienen in ihrer Nähe. Es stand jedem frei zu lieben, das hatte er mit sich auszumachen, aber es durfte nicht zu augenfällig sein, sonst mußte der Unglückliche hübsch zu Hause bleiben, wie jemand, der ein Blütchen auf der Nase hat.

Maurice hatte das alles gleich am ersten Abend begriffen und sich zugeschworen, nicht außer Fassung zu kommen. Er kämpfte noch immer gegen sein Gefühl an und wunderte sich über seine Schwäche. War er doch von Jugend auf gewöhnt, sich in der großen Welt und in Damengesellschaft zu bewegen, und dies, sagte er sich, hätte ihn mehr als jeden andern davor bewahren sollen, sich auf den ersten Blick zu verlieben. Als ob man dadurch unverwundbar würde, daß man schon als unbärtiger Jüngling auf dem Schlachtfelde zu Hause war! Ein unglücklicher Zufall genügt; nur eine hinter einem Busch abgefeuerte, verirrte Kugel, und der Held, der in zwölf Schlachten siegreich gefochten, liegt zu Boden gestreckt.

Wahrscheinlich wäre auch Maurice nicht so leicht verwundbar gewesen, wenn es sich um eine hübsche junge Dame aus dem Salon in der Rue de Londres gehandelt hätte. Hingegen war ein junges Mädchen wie Elenitza für einen Mann, der an die vervollkommneten, aber gleichförmigen und vorhergesehenen Angriffswaffen der Pariserinnen gewöhnt war, die gefährlichste Erscheinung, die ihm begegnen konnte. Außer ihrer vollendeten, eigentümlichen Schönheit, besaß Elenitza das, was allen unsern jungen Mädchen mangelt, mögen sie ihre Lehrjahre im Kloster, oder in der Schule ihrer Frau Mamas bestanden

haben: sie besaß den Reiz des Unerwarteten und Ungeahnten. Aus ihren großen schwarzen Augen, über denen sich jene seltsamen Brauen wölbten, wie sie die Hindus auf die niedere Stirn ihrer Götzen malen, strahlte eine milde, erschlaffende Glut, die das Opfer zuerst mit einer Art schmachtender Inbrunst umfing. Plötzlich aber durchbohrten sie es mit einem innigen, verzehrenden, fast grausamen Blick, wie mit einem glühenden Pfeile, und nun war es geliefert. Man mußte unwillkürlich an jene Gefangenen denken, die an Pfähle gebunden nnd sanft mit Essenzen bestrichen wurden. Es bedurfte nur eines Zündhölzchens, und der Unglückliche brannte lichterloh!

Ein andrer Reiz Clenitzas, der fast ebenso verführerisch wirkte, war die unnachahmliche Anmut ihrer Bewegungen und die vollendete Grazie ihrer Gebärden. Dazu hatte sie wundervoll geformte Hände und Handgelenke, und wenn sie mit ihrem gewöhnlichen, durch orientalische Weichheit gedämpften Mutwillen eine Geschichte erzählte, so betrachtete Maurice die zierlichen Gesten der rosigen Hände so aufmerksam, daß es ihm in den meisten Fällen sehr schwer geworden wäre, auch nur ein einziges Wort von dem zu wiederholen, was er soeben gehört hatte.

Und bei all diesem Liebreiz machte es dieses erstaunenswert vollkommene Geschöpf noch möglich, gut unterrichtet und ernsthaft zu sein, wie eine häßliche Person, die nichts Besseres zu thun hat. Sie war dies nicht etwa, wie man sich denken kann, weil sie sich für häßlich hielt, denn sie war keine Zierpuppe und Komplimenten nicht abhold, aber sie hörte sie an, wie man in einer Loge von neun Uhr bis Mitternacht einer angenehmen Musik zugehört. Ist der Vorhang gefallen, so geht man zu Bett und — vorausgesetzt, daß man keine Thörin ist — erinnert man sich kaum noch an den Namen des Sängers.

Das junge Mädchen hatte in der ersten Stunde bemerkt, daß Maurice sie liebte; nach einer Woche war sie sicher, daß er sie auf seine eigne Art und Weise liebte, und ohne sich Rechenschaft über das Warum geben zu können, mutmaßte sie, daß es die richtige Art sei. Auch behandelte sie den jungen Doktor ganz anders als die übrigen Glieder „ihrer Flotte“. ... Dem Anschein nach behandelte sie ihn schlechter, da sie ihn stundenlang unbeachtet in seinem Winkel ließ, wo er übrigens ganz mit seinem Lose zufrieden zu sein schien. Aber an dem besonders herzlichen und längeren

Händedruck, den sie mit ihm beim Kommen und Gehen austauschte, an dem unverhohlen liebreichen Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf ihn wandte, sah er, daß sie ihn nicht vergaß. Die Wahrheit aber war, daß sie unaufhörlich an ihn dachte.

Hingegen ahnte er nicht, daß er die Eroberung Miß Woodfalls gemacht hatte. Er hatte sich mehreremal mit Elenitza und ihrer Erzieherin, die kein Wort Französisch verstand, allein befunden, und bei solchen Gelegenheiten bediente sich Maurice, der fertig englisch sprach, ausschließlich dieser Sprache, um sich mit Elenitza zu unterhalten. Durch dieses taktvolle Benehmen hatte er das starke Vorurteil besiegt, das die alte Jungfer gegen die Franzosen als Nation hegte, und wenn sie von Maurice sprach, sagte sie, die beiden Eigenschaften rühmend, die sie an dem jungen Mann entzückten: „What a paragon! A Frenchman, who speaks english and who does not pay compliments!“ (Was für ein Ausbund! Ein Franzose, der englisch spricht und keine Komplimente macht!)

Denn als besondere Eigentümlichkeit Villefórons muß noch bemerkt werden, daß er von all den jungen Leuten, die bei Frau Harrisson aus und ein gingen, die wenigsten Komplimente machte. Elenitza hatte es ihm einst lachend vorgeworfen, indem sie sagte: „Wissen Sie, daß Sie mich kompromittieren? Sie sind der einzige, der mir noch nicht gesagt hat, daß ich ein vollkommenes Wesen bin. Seien Sie überzeugt, daß sich böse Zungen finden werden, die daraus schließen, daß Sie der einzige sind, der es glaubt.“

„Aha, meine Herren,“ antwortete einer der Anwesenden; „wir müssen auf unsrer Hut sein. Wir haben einen Musiker in unsrem Orchester, der es zu stande bringt, sich applaudieren zu lassen, während er die Pausen zählt.“

Vierzehn Tage nach ihrem Ballfest wurde Athina mit ihrer Nichte zu einem Gabelfrühstück an Bord des Dumont d'Urville eingeladen. Wie man sich denken kann, war bei Gelegenheit dieser Aufmerksamkeit, die man einer der angesehensten und liebenswürdigsten Frauen der Smyrnaer Gesellschaft erwies, im Schiff das Unterste zu oberst gekehrt worden. Es war an allen Ecken und Enden mit Blumen geschmückt, die Mahlzeit war ausgesucht, und ein Musikkorps, das man für diese Veranlassung gedungen hatte, machte es möglich, nach aufgehobener Tafel einige Walzertouren zu versuchen. Als die Dämmerung anbrach und die

schönen Gäste zum Rückzug nötigte, sagte Elenitza zu ihrer Tante: „Warte nur noch fünf Minuten; nur so lange, bis ich die Patienten des Doktors besucht habe. Man muß doch auch ein wenig an die denken, die zu leiden haben."

„Mein Gott, gnädiges Fräulein," antwortete Villeféron heiter, „Sie überraschen mich ganz unvorbereitet. Ich habe keinen einzigen Patienten. Seien Sie überzeugt, wenn ich gewußt hätte, daß ..."

„Nun denn," entgegnete das junge Mädchen, „da es keine Kranken gibt, so mag mein Besuch dem Arzt gelten. Was Sie thun, ist so schön; es ist so rührend, daß Sie Ihr Leben auf dem Meere verbringen, allen Gefahren des Seemanns ausgesetzt, ohne seinen Ruhm zu teilen; einzig und allein, um Ihren Gefährten Hilfe zu leisten."

Als Elenitza sich in der Krankenkajüte befand, die von einer doppelten Reihe schmaler Betten besetzt war, ließ sie sich einen Augenblick auf die an den Boden genietete Bank nieder.

„Wenn ich bedenke, daß es arme Leute gibt, die hier sterben!" sagte sie seufzend, während ihre schönen Augen die blendend weißen Leintücher streiften.

„Und in dieses Grab gesenkt werden," fügte Maurice hinzu, indem er durch die geöffnete Luke auf die blaue Fläche des offenen Meeres zeigte.

„Was thut es, wo man den letzten Schlaf schläft; es ist nur hart, ohne die letzte Liebkosung einer Mutter einschlafen zu müssen. Besitzen Sie Ihre Mutter noch, Herr Doktor?"

„Ja, Gott sei Dank! Meine liebe Mutter!"

„Wie beneide ich Sie!"

Nach einer Weile fuhr sie fort: „Versprechen Sie mir etwas zur Erinnerung an meinen Besuch bei Ihnen."

Maurice schaute sie an, als wolle er das bezaubernde Bild, das vor ihm stand, auf ewig seiner Erinnerung einprägen, dann sagte er: „Ich verspreche Ihnen, daß ich niemals diesen Raum betreten werde, ohne des jetzigen Augenblicks zu gedenken."

„Versprechen Sie mir etwas ... etwas Verdienstlicheres," erwiderte sie, leicht errötend. „Ich brauche Sie nicht erst zu bitten, die Unglücklichen, die hierher kommen, mit all der Ihnen zu Gebot stehenden Kunst zu pflegen. Aber versprechen Sie mir, daß Sie ihnen auch überdies Ihr herzliches Wohlwollen schenken wollen. Versprechen

Sie mir, daß Sie diejenigen, die Ihre Kunst nicht zu retten vermag, nicht ohne ein warmes, herzliches Wort scheiden lassen, damit sie vergessen, daß sie allein, fern von ihren Lieben sterben."

„Ich schwöre es Ihnen bei der Liebe meiner Mutter! O, könnten jene Armen, bevor sich ihre Augen schließen, nur einen Augenblick lang die Erscheinung vor sich sehen, die jetzt diesen elenden Raum verklärt! . . . Aber, was machen Sie da?"

Elenitza war aufgestanden, und zu dem Kruzifix tretend, das an der Wand hing, heftete sie an den Kreuzesstamm einen duftenden Strauß von Amberiablüten, der seit dem Morgen ihre Brust geschmückt hatte.

„Legen Sie diesen Strauß in die Hände des ersten armen Matrosen, der hier stirbt," sagte sie. „Er mag ihn, statt der Blumen, die ihm eine Mutter oder eine Braut gepflückt hätte, mit sich auf den Grund des Meeres nehmen."

„Nein!" rief Maurice. „Das verspreche ich nicht. Diese Blumen gehören mir, denn auch ich werde eines Andenkens bedürfen, werde es jetzt mehr als je bedürfen, das mich tröstet, wenn ich — wenn auch nicht sterbe, doch Sie nicht mehr sehe. Solange ich auf diesem Schiffe weile, wird Ihr Strauß an diesem Platze bleiben; wenn ich es verlasse, so wird er mir folgen, wo immer ich hingehe. Und sollte mir das Grab des Seemanns bestimmt sein, so wird er auf meinem Herzen ruhen, wenn ich ins Meer versinke."

Miß Woodfall war, wie immer, auch bei dieser Unterhaltung zugegen, aber diesmal hatten die jungen Leute vergessen, englisch vor ihr zu sprechen. Weder die Erzieherin, noch Maurice und Elenitza ahnten, als sie aus der Kajüte traten, daß die Amberiablüten den Dumont d'Urville auf einem von bittrer Verzweiflung erfüllten Herzen verlassen würden.

Alle drei begaben sich nun zu den andern Gästen, die im Begriff waren, die Rückfahrt ans Land anzutreten. Der letzte Blick und ein inniges Lächeln des jungen Mädchens galten Maurice.

Elftes Kapitel.

Der Monat März war herangekommen, und auf diesen morgenländischen Fluren begann schon der Lenz seine Pracht zu entfalten. Zwei Monate sollten noch verfließen, bevor Frau Harrisson ihr verschwenderisch ausgestattetes Landhaus bezog, aber wenigstens einmal in der Woche begab sie sich mit ihrer Nichte nach Burnabat, um die Anlage der Blumenbeete und die Arbeiten einer Truppe von Gärtnern zu überwachen.

Da die Villa noch nicht wieder wohnlich eingerichtet war, luden die Damen niemand ein, sie dort zu besuchen, und begaben sich stets allein dorthin. Einmal jedoch, als die alte Haushälterin krank geworden war, nahm Frau Harrisson das Anerbieten Villeférons an, dieselbe ärztlich zu behandeln, und da sie sich auf diese Weise an seine Besuche gewöhnt hatte, setzte er sie auch dann fort, als seine Patientin genesen war. Dies waren für Elenitza und ihn wahre Feiertage. Während Frau Harrisson auf ihrem Gute schaltete und die Aufsicht führte, machten die jungen Leute in Begleitung der Erzieherin einen Spaziergang in der Umgegend. Da die Stallungen der Villa noch leer waren, so mietete man für die Damen zwei kleine Esel, die, jeder von seinem Agojati (Treiber), geführt wurden. Maurice ging zur rechten Seite der jüngsten Reiterin, und der Eseltreiber schritt zur Linken, eine Hand auf dem Kreuz seines Tieres ruhen lassend, während die Kokona der Sitte des Landes gemäß ihren Arm um die Schultern des Führers legte, die ihr als Stütze dienten.

Als der Doktor zum erstenmal Zeuge dieser seltsamen Art zu reiten war, sagte er zu dem jungen Mädchen: „Wie schade, daß man nicht alles wissen kann. Wenn ich früher gewußt hätte, was ich jetzt weiß, so wäre ich kein Arzt, sondern Eselstreiber in Burnabat geworden."

„Nun," erwiderte Elenitza lachend, „man braucht kein Diplom, um diesen Beruf auszuüben, und wenn Sie Lust dazu haben, wird Miß Woodfall gewiß willig sein, sich Ihnen anzuvertrauen."

Als die drei eines Tages in diesem geschmackvollen Aufzug vor einem der unzähligen bürgerlichen Landhäuser vorüberkamen, die den größten Teil des Dorfes Burnabat ausmachen, erkannte die Karawane in zwei Damen, die

eben heraustraten, Frau Leonidis und Annetta. Der Doktor verneigte sich grüßend, aber sein Gruß wurde nur von Frau Leonidis erwidert.

„Herrgott!“ rief die Begleiterin Villeférons aus, „wie häßlich diese Kleine wird, und wie verdrießlich ihre Mutter aussieht! Besuchen Sie die Leute noch immer?“

„Ja, aber seltener als früher.“

Er hätte sagen können: viel seltener; aber man durfte ihm dies nicht als Verbrechen anrechnen, wenn man gerecht sein wollte. Seit seinem Besuche nach dem Ball bei Harrisons wurde er freilich immer noch höflich empfangen, jedoch mit einer Höflichkeit, der man den verhaltenen Groll anfühlte. Wenn er sich am Tandur niederließ, fühlte er eine Unruhe und besonders eine Sehnsucht, wieder fortzugehen, als ob die Gesellschaft um den Krater des Aetna, zur Zeit eines Ausbruchs säße. Anstatt der Lava fühlte er fortwährend Anspielungen auf sich regnen, die bald bitter wie Galle, bald überzuckert wie Pillen waren. Jetzt bot man ihm keine Tasse Kaffee mehr an, ohne zu sagen: „Entschuldigen Sie, daß er nicht besser ist; Sie werden jetzt gewohnt sein, so vorzüglichen Kaffee zu trinken.“

Versuchte er, um den Himmel zu erheitern, ein neues Kleid Annettas zu loben, so antwortete diese mit bitterem Lächeln: „O, lassen Sie das! Sie spotten nur. Nicht jedermann kann sich den Luxus gönnen, seine Toiletten aus Paris zu verschreiben.“

Tante Katina richtete kein Wort mehr an ihren einstigen Günstling, und die Hausfreunde der Familie betrachteten den jungen Mann, „der sich so schlecht gegen die arme Annetta benommen hatte“, mit ernsten Mienen.

Demosthenes war der einzige, der ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn, wie es häufig geschah, der Areopag der Familie ihn den Furien weihte.

„Nun was habt ihr denn eigentlich gegen ihn?“ murrte er. „Hat Herr Villeféron der Kleinen je ein Wort gesagt, das nach Liebe aussah? Sie selbst hat es ausdrücklich verneint. Wenn er sie mit Geschenken überschüttete, so that er das nur aus Galanterie, denn alle Franzosen sind galant, und außerdem war es auch eine Art und Weise, uns für unsre Gastfreundschaft zu danken. Den Teufel auch! Ich könnte Leute nennen, die es nicht so genau genommen haben.“

Was man Maurice eigentlich nicht verzeihen konnte

war, daß er vertraulich in einem Hause verkehrte, dessen Schwelle die Familie Leonidis niemals überschritten hatte. Die sociale Eifersucht wog bei ihr schwerer als alles übrige, ausgenommen im Herzen Annettas, das einen persönlicheren Groll hegte, der sie mehr und mehr erbitterte. Dieser Groll wurde durch die Begegnung in Burnabat in eigentümlicher Weise verschärft. Am Abend desselben Tages fragte Fräulein Leonidis die alte Frau, die das Landhaus ihres Vaters hütete: „Kommt dieser Herr oft hierher?“

„Ich habe ihn mehreremal gesehen, Fräulein. Die Leute sagen, er sei der Verlobte von Miß Elenitza. Gewiß ist, daß die jungen Leute sehr gern zusammen sind und weite Spaziergänge miteinander machen. Aber wer könnte darin etwas Unrechtes finden, da die Gouvernante immer bei ihnen ist! Neulich haben die Agojatis sie bis über Burnabaschi hinaus geführt.“

„Dies war sehr unvorsichtig,“ sagte der Makler. „Man kann niemals wissen, wo sich die Räuber aufhalten.“

„O Herr Demosthenes!“ antwortete die Alte; „das weiß doch jedes Kind, daß die Klephten keine Frauenzimmer entführen.“

„Es wird immer besser sein, sie nicht auf die Probe zu stellen; übrigens wäre es schon schlimm genug, wenn sie den jungen Mann entführten.“

„Bei Gott! Das wäre ein guter Fang für sie,“ meinte Annetta, die plötzlich großen Anteil an der Unterhaltung zu nehmen schien; „der Vater des bewußten jungen Mannes ist Millionär.“

Als Demosthenes sich allein mit seiner Tochter befand, sagte er zu ihr: „Du hättest nicht vom Vermögen des Herrn Villeféron sprechen sollen. Der Kern der eingeborenen Bevölkerung von Burnabat steht fortwährend in Verbindung mit den Klephten, und diesen Kerlen braucht man keine Idee einzublasen.“

Als wohlerzogene Tochter erwiderte Annetta kein Wort. Als sie indessen in der nächsten Woche wieder nach Burnabat kam, wußte sie es so gut einzurichten, daß am Abend die Hälfte der Agojatis im Dorfe auf schickliche Weise erfahren hatten, wie viel der junge Fremde wert sei.

Nun, jedes Land hat seine Sitten. Wenn man bei uns einen Menschen aus dem Wege räumen will, so muß man ausstreuen, daß er arm wie eine Kirchenmaus sei.

Das Mittel Annettas war nicht übel gewählt. Einige

Tage darauf hatten die jungen Verlobten — wie man sie allgemein nannte — den Einfall, an einer klaren Quelle, die zwei Meilen hinter Burnabaschi an den ersten Abhängen des Gebirgs entspringt, im Grünen ihr Vesperbrot einzunehmen.

Da es ein herrlicher Frühlingstag und schon heiß war, hatte Maurice seine Uniform mit einer bequemen Zivilkleidung vertauscht, wie er immer auf seinen ländlichen Ausflügen zu thun pflegte. Er ging, seiner Gewohnheit nach, zu Fuß, während die beiden Frauen durch große Schirme vor der Sonne geschützt, unter Führung ihrer Agojatis auf Eseln ritten.

Ganz nahe am Ziel ihres Ausflugs begegnete ihnen an einer Biegung der Straße ein kleiner Mann von verdrießlichem Aussehen, dessen rote, lange Haare in glatten, anliegenden Strähnen aus dem Fez hervor über die von tiefen Falten durchfurchte Stirn fielen. Ein kurzer, spärlicher Bart ließ stellenweise die ziegelrote Haut des Kinns und die Sommersprossen der Wangen gewahren, und die blinzelnden, von einem roten Wulst umgebenen Augen gaben dem Gesicht etwas Unheimliches und Klägliches.

Er trug eine braune Jacke, die durch Sonne und Regen ganz verschossen und ausgewaschen war. Um den mittleren Teil des Individuums fielen die reichen Falten einer blau gewesenen Vraka (türkischen Hose), an jene Ueberzüge gemahnend, die man über die Kronleuchter zieht, um sie vor Fliegen zu schützen. Unter dem Arm hielt er eine sehr rostige Flinte, ohne sonst eine Spur von Kriegs- oder Jagdgerät an sich zu tragen. Wäre die Vraka nicht gewesen, so hätte man ihn für einen ehrlichen Kleinbürger halten können, der in Pantoffeln aus dem Haus getreten war, um am Ende seines Gartens einen Krammetsvogel zu schießen.

Er blieb mitten im Wege stehen und betrachtete die kleine Karawane mit Interesse, aber ohne unschickliche Neugier, mit der Miene eines Mannes, der auf eigenem Grund und Boden steht, aber nicht ungern Besuche empfängt. Als die Ohren des ersten Esels — es war der Elenitzas — seine Brust berührten, schaute er den Doktor scharf an und lächelte freundlich, als ob er einen alten Bekannten wieder finde, dann sagte er gutmütig: „Me Moussiou Doctor, Tabacco?“

Diese originelle Begegnung machte Maurice viel Spaß.

Er zog ein wohlgespicktes Cigarrenetui aus der Tasche und reichte es dem braven Manne hin, indem er antwortete:

„Da, nehmt, guter Freund; aber sagt mir gefälligst, woher Ihr mich so gut kennt.“

Noch ehe er zu Ende gesprochen hatte, stieß der kleine Rotkopf einen leisen Pfiff aus oder ließ — richtiger gesagt — einen leisen zischenden Laut hören, etwa wie man einen Hund ruft. Aber kein Hund, sondern drei verdächtig aussehende Kerle traten aus dem Gebüsch. Sie näherten sich bis auf sechs Schritt; dann blieben sie stehen und legten auf die Gruppe mit einer Schnelligkeit an, die man von einer so wenig regulären Miliz nicht erwartet hätte. Die Agojatis waren schon umgekehrt und führten den Esel, der den Mundvorrat trug, mit sich fort. Ein eisiges Schweigen herrschte unter den Zurückbleibenden; doch nach einigen Sekunden stieß Miß Woodfall den Laut aus, durch den die Engländer gewöhnlich zu verstehen geben, daß ihnen endlich ein Verständnis aufgegangen ist!

„Aoh!“ rief sie, und zu gleicher Zeit suchte sie mit einer instinktiven Bewegung hinter ihrem Sonnenschirm Schutz.

Zwölftes Kapitel.

Der Erregteste der Gesellschaft — ich spreche natürlich nicht von den Räubern — war ohne Widerrede Maurice Villeféron, und Gott weiß, daß er weder für sich selbst, noch auch für Miß Woodfall fürchtete. Mit näselnder Stimme, die man in jeder Lage widerlich gefunden hätte, schrie ihn der kleine Rotkopf an.

„Hände hoch!“

Der Aermste gehorchte, wie wenig er auch Lust dazu hatte; aber ein Leben, das ihm teurer war als das seine konnte von einer falschen Bewegung abhängen. Der Bandit durchstöberte mit seinen schmutzigen Fingern die Taschen seines Gefangenen, ohne etwas Verdächtiges zu finden, außer einem Messer, das er, mit der unzufriedenen Miene eines Schulaufsehers, der einen verbotenen Gegenstand beschlagnahmt, einsteckte. Uhr, Börse und Ringe beachtete er gar nicht. Es handelte sich um etwas ganz andres als

Uhr und Ringe! Die Klephten betreiben ihr Handwerk nur im großen.

„Jetzt," sagte dieser ehrliche Gewerbtreibende, „jetzt vorwärts, und daß mir der Moussiou kein Wort spricht. Wenn der Moussiou hübsch ruhig ist, und niemand uns verfolgt, hat er für sich und die Kokones nichts zu fürchten.

Die Karawane setzte sich nun ohne weitere Förmlichkeiten in Bewegung. Time is money! Man schlug selbstverständlich die Richtung nach dem Gebirge ein, dessen erste Vorberge sich in geringer Entfernung zeigten. An der Spitze des Zugs schritt Maurice; zur Rechten von dem Schurken mit den fuchsroten Haaren, zur Linken von dem handfestesten Burschen der Bande begleitet. Die Frauen folgten dreißig Schritt hinter ihm, noch immer auf ihren Eseln reitend; nur hatten sie im Hinblick auf die Sauberkeit der Kleider und der Person ihrer Führer es für klug gehalten, sich nicht auf die Klephten zu stützen, welche die Agojatis ersetzt hatten. Man schritt schweigend, mit raschen Schritten vorwärts, und selbst die Grauchen schienen zu begreifen, daß es sich nicht mehr um eine Vergnügungspartie handelte, denn sie trabten ganz gegen ihre Gewohnheit, ohne daß es nötig gewesen wäre, sie auch nur mit der Fingerspitze zu berühren.

Die Gegend wurde immer einsamer und öder. Die Feigen- und Granatbäume waren verschwunden, und der schmale, mit losen Steinen besäte Pfad war jetzt nur noch von dichtem Gestrüpp eingefaßt. Manchmal bemerkte man von weitem einen Bauern bei der Feldarbeit, aber die Karawane hatte ein ganz unverfängliches Ansehen, und der Bauer glaubte wahrscheinlich, Touristen auf einem Ausflug vor sich zu sehen. Wenn er aber auch vielleicht etwas andres zu sehen glaubte, so hütete er sich in jedem Fall, es merken zu lassen.

Die Sonne sank am Horizont; man hatte wenigstens drei Meilen zurückgelegt, und Maurice, der noch nie so rasch und so anhaltend gegangen war, begann sich müde zu fühlen. Was die Banditen betraf, so konnte man leicht sehen, daß sie diese Gangart bis zum jüngsten Tag ausgehalten hätten. Die Landschaft war in Dunkel gehüllt, als man an ein kleines Haus gelangte, das in einer Einbuchtung des Berges versteckt lag, und in das die Banditen, ohne um Erlaubnis zu fragen, mit ihren Gefangenen und den Eseln eindrangen. Es war nicht sowohl ein Haus als ein Schuppen, der zwei Schäfer beherbergte, die über diesen

Besuch so wenig erstaunt waren, daß Maurice eine sehr ungünstige Meinung von ihnen faßte. Ich glaube sogar, daß wenn die Klephten ihm angeboten hätten, ihn und seine Gefährtinnen hier zu lassen, er sie gebeten haben würde, es nicht zu thun, so wenig glichen die Schäfer den Hirten Arkadiens.

In weniger Zeit, als eine Köchin bei uns bedurft hätte, um einen Eierkuchen zu backen, ward ein Lamm ausgesucht, geschlachtet und zubereitet. Der Braten war hart, aber wie soll ich erst das Schwarzbrot nennen, das als Zukost diente? Fügt man diesem Gericht von doppelter Widerstandsfähigkeit noch Wasser nach Belieben, rohe Zwiebeln und als Nachtisch ... die zwei schönsten Augen von der Welt hinzu, so wird man zugestehen müssen, daß Maurice nicht allzusehr zu beklagen war. Unglücklicherweise durfte man den Mund nur öffnen, um zu essen; aber es war nicht verboten, sich anzusehen, und wenigstens zwei Personen aus der Gesellschaft machten in ausgedehnter Weise von dieser Erlaubnis Gebrauch.

Elenitza fürchtete sich nicht; sie war von Natur mutig und hatte überdies viele Abenteuer erzählen hören, die dem glichen, in welchem sie augenblicklich eine etwas zu große Rolle spielte. Ohne der Worte zu bedürfen, wußte sie ihrem Freunde zu sagen: „Ich bin überzeugt, daß Sie sich zu Tode um mich ängstigen. Beruhigen Sie sich: ich fürchte nichts, so lange Sie bei mir sind. Mut gefaßt! Wir werden diesem Wespennest heil entkommen; an Geldverlust stirbt man nicht."

Und Maurice antwortete in derselben Sprache: „Möchten nur Sie gesund und unversehrt dies Abenteuer überstehen, alles andre ist mir gleichgültig."

Ich glaube sogar, daß er noch etwas hinzufügte, aber Elenitza schien es nicht zu verstehen, und allerdings war der Augenblick auch nicht dazu angethan.

Miß Woodfall schien nachdenklich und mißvergnügt zu sein. Warum hatten sich diese Räuber einen Teil der Beute entgehen lassen? Man überfällt eine Karawane, oder man überfällt sie nicht; aber der Reisende, den man entführt, hat ein Recht, zu verlangen, daß er, wie er geht und steht, samt seinem ganzen Gepäck und allem Zubehör fortgeführt werde. Wenn jetzt der Esel mit dem Mundvorrat zur Stelle gewesen wäre, wenn die Gefangenen statt dieser unaussprechlichen — unspeakable — Dinge ihren Bordeaux,

ihr kaltes Huhn und die belegten Butterbrote zur Hand gehabt hätten, so würde ihre Lage, wenn auch nicht angenehm, doch eine ganz andre gewesen sein. Gott weiß, wohin man sie führte und welchen Prüfungen sie entgegen gingen, aber um über seinen ganzen Mut verfügen zu können, muß man vor allen Dingen etwas im Magen haben.

Dieser Ansicht schienen auch die beiden Esel zu sein, die als ahnungsvolle Esel ihr Tagwerk noch nicht für vollbracht hielten und ihr Bündel Gras bis aufs letzte Hälmchen verzehrten.

Wirklich gab der kleine Rotkopf auch alsbald das Zeichen zum Aufbruch und verließ die Hütte, ohne seine Rechnung anders, als mit einem herzlichen Händedruck zu bezahlen. Die Nacht war finster, und ein kühler Wind begann vom Gebirge her zu wehen, aber die Räuber waren vorsichtige Leute, und jede der Gefangenen wurde in einen Schafspelz gehüllt, der wahrscheinlich der Garderobe der Hirten entlehnt war.

Maurice schritt, wie vorher, an der Spitze des Zugs, zwischen seinen beiden Begleitern, die ihn am Arm führten, es ihm überlassend, zu glauben, es geschähe, um ihn vor einem Fehltritt zu behüten. Daß Elenitza sich in der Nachhut befinde, erriet er an den klirrenden Hufeisen der Esel, die den steilen Felspfad hinaufklommen.

Bald wurde es noch dunkler ringsumher, man befand sich in einem dichten Gehölz, dessen Zweige oft die Gesichter der Reisenden streiften. Endlich, nach zweistündigem Marsch, trat ein Mann, der auf der Lauer stand und ohne Zweifel zu der Bande gehörte, auf den Anführer zu und sprach leise mit ihm in dem landesüblichen Dialekt. Zugleich sah man in zehn Schritt Entfernung ein helles Feuer flammen, an dem vier oder fünf Männer schliefen. Das Geräusch des herannahenden Zuges erweckte sie; sie richteten sich halb auf und betrachteten die Ankommenden mit vergnügtem Gesicht; man hätte unmöglich Banditen von weniger furchterregendem Aeußern finden können. Als die Gefangenen sich an dem Feuer niedergelassen hatten, versuchten sie miteinander zu sprechen, und niemand schien etwas Verfängliches darin zu finden.

„Ich hoffe, daß Sie nicht zu ermüdet sind und sich nicht fürchten,“ sagte Maurice zu dem jungen Mädchen.

„Ich fühle mich wie zerschlagen,“ antwortete sie, „aber solange Sie hier sind, fürchte ich mich nicht. Was mich

in diesem Augenblick am meisten betrübt, ist die Verzweiflung meiner armen Tante. Ich hoffe, daß man unser Geschäft rasch abwickeln wird."

„Was für ein Geschäft?" fragte Maurice, der mit dem administrativen Verfahren der Klephten wenig bekannt war.

Als wolle er seine Neugier befriedigen, trat der kleine Rotkopf heran und setzte sich ohne Umstände zwischen den Doktor und das junge Mädchen. Dann begann er in einem mit Ausdrücken der Landessprache untermischten Französisch, das Eleniza, wo es nötig war, übersetzte, geradezu und entschieden auf die Sache loszugehen.

„Mein Herr," sagte der brave Mann, „ich denke, daß Ihnen daran liegen wird, uns bald zu verlassen, und wenn es nur von mir abhängt, so werden wir uns baldigst trennen. Um keine Zeit zu verlieren, wird sich einer meiner Leute sofort nach Smyrna begeben, um demjenigen Ihrer Freunde, an den Sie sich wenden wollen, ein Wort von Ihnen zu überbringen. Ich weiß, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen, und zweifle nicht, daß man auf Ihre Unterschrift hin in zwei Stunden vier tausend türkische Pfund finden wird. Das weitere ist unsre Sache; der Bote wird es so einzurichten wissen, daß er die Summe ausbezahlt erhält und übermorgen vor Sonnenaufgang wieder hier ist. Am Abend desselben Tages aber werden Sie und Ihre Damen wieder in Smyrna eintreffen."

„Wie heißt Ihr?" fragte Maurice.

„Yani, mein Herr," antwortete der Bandit, sich verneigend.

„Wohlan, Yani, ich glaube, daß wir früher als Ihr glaubt, wieder in Smyrna sein werden, aber ich hoffe, daß wir die Reise zusammen machen. Denkt Ihr, daß mein Kommandant und meine Kameraden auf dem französischen Kriegsschiff, an dessen Bord ich . . ."

„Wie! Sie gehören zur französischen Marine?"

„Allerdings, Herr Yani. Wollt Ihr mit mir um die viertausend Pfund wetten, daß zu dieser Stunde die halbe Mannschaft meines Schiffs unterwegs ist, um mich zurückzufordern? Und ohne den Soldaten des Sultans zu nahe treten zu wollen, versichere ich Euch, daß Ihr zwischen ihnen und unsern Matrosen einen kleinen Unterschied finden werdet."

Der arme Yani machte nicht einmal den Versuch, den großen Verdruß zu verhehlen, den er empfand.

„Fotia na tus kapsi! Das Feuer soll sie verzehren!“ fluchte er, indem er mit der geballten Faust auf sein Knie schlug, und ohne Zweifel galt diese Verwünschung denen, deren mangelhafte Nachrichten ihn in diesen schlimmen Handel verwickelt hatten. Er steckte sich eine Cigarette an, dachte einige Minuten ernsthaft nach und sagte dann in versöhnlichstem Ton: „Mein Herr, es würde mir Ihretwegen sehr leid thun, wenn die Sache die von Ihnen angedeutete Wendung nähme. Wenn man uns verfolgte — und ich bitte Sie zu glauben, daß wir es bald erfahren werden — so würde ich mich wohl hüten, mich in einen Kampf einzulassen. Wir würden uns zurückziehen und Sie, wenn es nötig wäre, bis auf den Taurus führen, und zwar auf Wegen, die selbst Ihre Matrosen nicht bequem finden würden.“

Nach einigen Minuten weiteren Nachdenkens fuhr er fort: „Hören Sie; jedermann wird Ihnen sagen, daß Yani kein Dummkopf ist. Sie sind frei, mein Herr, so frei als ein Mensch nur sein kann. Wenn Sie Lust haben, so können Sie mit einem Führer, den ich Ihnen stellen werde, sofort aufbrechen.“

„Und das Fräulein?“ fragte Maurice.

„O!“ sagte Yani, sich mit schlauer Miene verneigend, „das Fräulein gehört nicht zur französischen Marine, wenigstens bis jetzt noch nicht. Ich werde die viertausend Pfund von ihr verlangen, obwohl ich mich sonst immer derartiger Unternehmungen enthalte. Aber wo der Regen fehlt, ist der Hagel willkommen.“

Elenitza wurde sehr bleich. Sie sprach kein Wort, aber ihre großen schwarzen Augen schauten Maurice mit stummem Flehen an. All ihr Mut entsank ihr, wenn sie mit Miß Woodfall allein unter diesen rohen Menschen bleiben sollte. Mit gepreßter Stimme antwortete sie: „Der Hauptmann weiß wahrscheinlich nicht, daß ich eine arme Waise und ohne Vermögen bin.“

Doch schon fuhr Maurice mit der Frage dazwischen.

„Viertausend Pfund sind gleich hunderttausend Franken, nicht wahr?“

„O nein, mein Herr,“ erwiderte Yani, über das ganze Gesicht lächelnd, „kaum zweiundneunzigtausend, wir rechnen nicht nach englischen Pfunden.“

„Es ist gut,“ sagte der junge Mann, zog sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb beim Scheine des Feuers folgende Zeilen:

„Lieber Herr Harrisson! Sie werden wahrscheinlich schon wissen, daß wir, Ihre Nichte, deren Erzieherin und ich, uns in den Händen Yanis befinden. Man hat uns tief ins Gebirge geführt, aber wir sind wohl, und bis jetzt werden wir anständig behandelt. Ich glaube nicht, daß wir etwas zu fürchten haben, wenn nichts Unvermutetes dazwischenkommt. Haben Sie die Güte, mir die Summe von zweiundneunzigtausend Franken vorzuschießen, die Ihnen mein Vater auf alle Fälle auf diese Zeilen hin zurückerstatten wird, falls ich nicht da sein sollte, um sie von ihm zu verlangen; es ist der Betrag meines Lösegeldes. Benachrichtigen Sie auch gefälligst meinen Kommandanten von dem Vorgefallenen; hätte ich nicht eine Besorgnis, die er erraten wird, so würde ich auf seine freundliche Hilfe zu meiner Befreiung gerechnet haben; aber ich bin nicht allein. Sollte er an gewisse militärische Maßregeln denken, so bitten Sie ihn, im Namen des Liebsten, was er sein nennt, davon abzustehen. So lange ich lebe, hat Ihre Nichte nichts zu befürchten. Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen

Maurice Villeféron."

Yani nahm mit der größten Aufmerksamkeit und augenscheinlicher Befriedigung Kenntnis von diesem Brief. Der junge Franzose hatte unstreitig eine Art und Weise, sich zu benehmen, wie man sie nicht beim ersten besten fand.

„So ist es ganz recht," sagte er, „nur bitte ich das Fräulein, das Schreiben zu unterzeichnen. Zwei Unterschriften gelten mehr als eine. Wie man bei uns sagt: ‚Man muß zum Fisch die Citrone nicht vergessen!'"

Elenitza weigerte sich anfangs. Sie sagte, sie könne nicht einwilligen, daß Maurice eine so große Summe opfere. Da man ihm sofort seine Freiheit ohne Lösegeld anbiete, so solle er sich beeilen, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen. Gott werde die armen Gefangenen beschützen.

„Welcher Mann könnte eine solche Feigheit begehen?" antwortete Maurice. „Ich würde eher tausendmal den Tod erleiden, als Sie eine Stunde allein in dieser Wildnis lassen. Und wenn ich die Nachricht von Ihrer Entführung in Smyrna erfahren hätte, so würde ich alles aufgegeben haben, um zu Ihnen zu eilen, denn mein Leben gehört Ihnen."

Ich wünsche keiner Frau, daß sie in die Lage kommen möge, eine ähnliche Erklärung zu empfangen, aber es ist keine Frage, daß diese etwas wert war. Elenitza beant-

wortete sie durch einen Blick, dessen Uebersetzung in Worte ich nicht auf mich nehme, und Maurice meinte, daß er genügend dadurch belohnt sei. Unter die Zeilen, die er an ihren Oheim geschrieben hatte, schrieb die schöne Gefangene:

„Ich kenne keinen edleren, großmütigeren, aufopfernden Menschen. Er hat die Freiheit zurückgewiesen, die man ihm ohne Lösegeld anbot, um zwei arme Frauen nicht zu verlassen. Elenitza."

Dieses Giro einer neuen Art hatte den Fehler, daß es fälschlich die Mehrheit anwendete, denn Maurice hätte sich leichter auf den Schutz des Himmels verlassen, wenn es gegolten hätte, diesem Miß Woodfall allein anzuvertrauen, und ich glaube, daß Elenitza dies wußte; aber eine wohl erzogene junge Dame sagt nicht immer alles, was sie denkt.

„Wohlan," sagte Yani, indem er das Blatt in seine Tasche steckte, „ich sehe, daß alles gut gehen wird. Zur größeren Sicherheit, und um keine Zeit zu verlieren, werde ich selbst nach Smyrna gehen. Sie werden einsehen, daß ich alles thue, was ich vermag."

Die übrigen Glieder der Bande hatten der Scene bescheiden von weitem beigewohnt, ohne sich auch nur durch eine Gebärde hineinzumischen. Yani gab einem der Männer einen Wink, worauf sich dieser erhob und sich leise mit seinem Vorgesetzten besprach. Als die Unterhaltung beendet war, sagte der Hauptmann: „Meine Herrschaften, das hier ist Spyro, der mich während meiner Abwesenheit vertreten wird. Ich rechne darauf, daß Sie mit ihm zufrieden sein werden, denn er hat in Städten gelebt und weiß, wie man mit vornehmen Leuten umgeht. Und nun verlasse ich Sie, denn von hier bis nach Smyrna ist kein Katzensprung. Ihr Diener, meine Herrschaften!"

Dreizehntes Kapitel.

Das erste, was Spyro that, war, daß er seinen Gästen ein Nachtessen anbot, was nicht überflüssig war, da sie sehr hungrig waren. Das Hauptgericht bestand in den Ueberresten des Lammes, das bei Sonnenuntergang noch am

Fuße des Gebirges geblökt hatte. Als Gemüse gab es Oliven, die in der schwarzen Salamura (Salzbrühe) schwammen, und zum Nachtisch Tulumotiri oder Ziegenkäse, der aus einem ledernen Sack, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort, gezogen wurde.

Diesmal verschlang Miß Woodfall ihren Anteil gewissenhaft. Es gibt nichts Besseres, als langes Fasten, um selbst die stärksten Vorurteile zu besiegen. Elenitza zeigte einen bescheidenen Appetit, und vor allen Dingen aß sie wie im Traume, so fremd und märchenhaft kam ihr alles vor, was sie erlebte. Maurice bemerkte, daß er nicht im stande war, eine Olive hinunterzuschlucken; seit er auf Erwiderung seiner Liebe hoffen zu dürfen glaubte, war dieser Held zur ärgsten Memme geworden. Es ging ihm, wie es dem Seifensieder in der Fabel erging, sobald er einige Millionen in seinem Strohsack versteckt hielt.

Das Abendessen verlief ohne lebhafte Unterhaltung der Gäste. Hier konnte man mit Recht sagen, daß die Wände Ohren hätten, ja sie hatten sogar Augen, die man in einiger Entfernung auf dem dunkeln Hintergrund des Dickichts blitzen sah. Als Spyro es an der Zeit hielt, sagte er zu seinen Gästen, die er bedient hatte, als ob er nie etwas andres gethan hätte: „Der Herr Doktor und die Damen werden für heute genötigt sein, im Freien am Feuer zu schlafen. Aber die noch übrigen Nachtstunden werden bald verflossen sein, und morgen abend werden wir ein besseres Quartier haben."

„Wie!" rief Maurice, „wir werden nicht hier bleiben?"

„O Herr Doktor," antwortete der Klephte gutmütig, „es wäre Ihnen nicht damit gedient, wenn wir hier blieben. Wenn wir verfolgt und angegriffen würden, so können Sie sich wohl denken, was wir vor allen Dingen zu thun gezwungen wären."

Der Doktor ballte die Fäuste; Elenitza, die begriff, daß er eine zu scharfe Antwort auf der Zunge hatte, berührte mit ihrer kleinen Hand seinen Arm und sagte: „Lieber, aufopfernder Freund, lassen Sie uns schlafen gehen; ich bin todmüde."

Dann aber fügte sie ernster hinzu: „Ich bitte Gott, daß er uns diese Nacht vor jeder Gefahr behüte. Welches Los mir aber auch bevorstehen mag, so werde ich ihn doch jeden Abend bitten, Sie so zu belohnen, wie Sie es verdienen."

Sie reichte ihrem Unglücksgefährten die Hand; er ergriff sie, drückte einen langen Kuß darauf und antwortete so leise, daß nur das junge Mädchen es hören konnte. „Möchte Gott uns nur gesund und mit heiler Haut aus dieser Not helfen. Was die Belohnung betrifft, von der Sie sprechen ... ach Elenitza, die können Sie selbst ohne göttliche Vermittelung auf sich nehmen.“

„Still!“ unterbrach sie ihn. „Was Sie sagen, ist fast eine Gotteslästerung. Widerrufen Sie Ihre Worte.“

„Meinetwegen. Ich wollte Ihnen damit nur sagen, daß es für mich nur eine Belohnung auf der Welt gibt ...“

Sie unterbrach ihn nochmals und sagte mit wehmütigem, lieblichem Lächeln, das ihn fast toll vor Freude machte: „Haben Sie Mitleid mit mir. Sie haben soeben zu Ihrem Nachteil erfahren, daß der Berg Tahtali nicht der richtige Ort ist, um gewisse Fragen zu erörtern. Sie wollen mir doch gewiß nicht auch ein Lösegeld auferlegen? Sagen Sie mir Gutenacht. O! was für eine ‚gute Nacht‘! Wir werden daran denken, wenn wir glücklich von hier fortkommen.“

Nach diesen Worten legte sich Elenitza am Feuer neben Miß Woodfall nieder, die durch dieses Abenteuer in peinlicher Weise an die gipsi-parties ihrer Jugend erinnert wurde. Maurice hüllte die beiden Frauen in ihre Schafpelze und ließ sich dann, den Rücken an einen Baumstamm lehnend, einige Schritte von ihnen entfernt, nieder, fest entschlossen, kein Auge zu schließen. Spyro kauerte wachend, die Flinte zwischen den Beinen, an der andern Seite des Feuers. Die andern Räuber waren verschwunden, wahrscheinlich waren sie als Schildwachen ausgestellt. Maurice, der sich in den Wäldern des Tahtali allein mit der Geliebten sah, empfand die stärkste Erregung, die ein Mann zu fühlen vermag. Er betrachtete das junge Mädchen, ohne ihre Züge unterscheiden zu können, da ihr Gesicht durch einen doppelten Schleier vor der Feuchtigkeit der Nacht geschützt ward. Aber er sah das regelmäßige Atmen ihrer Brust und sagte sich, daß vielleicht einst sein Haupt an diesem Herzen ruhen werde.

Eine Stunde lang verharrte er in Sinnen versunken, bald lächelnd sich der Hoffnung einer süßen Zukunft hingebend, bald bei den ihm unbekannten nächtlichen Lauten des Waldes zusammenfahrend. Wenn die Mannschaft des Dumont d'Urville unglücklicherweise ihre Spuren gefunden hätte! ... Wenn ein nächtlicher Ueberfall im Werke wäre!

„O, mein Gott!“ dachte er „bewahre uns vor unsren Freunden, denn jetzt fürchten wir unsre Feinde weniger als sie.“

Spyro erhob sich von Zeit zu Zeit, um trockene Fichtenzweige ins Feuer zu werfen, das eine milde Wärme und aromatischen Duft ausströmte. Maurice, der zwei Eilmärsche hinter sich hatte, fühlte, wie sein Kopf schwer ward und ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Schlaf ihn überkam. Er wollte aufstehen, um die Betäubung zu besiegen, die sich seiner bemächtigte, aber seine Glieder versagten ihm den Dienst. Er glaubte zu gehen, aber er bewegte sich nur im Traum. Sein Kinn neigte sich auf die Brust, seine Hände sanken schlaff herab; er war fest eingeschlafen.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Hand legte sich auf die Schulter des Doktors; er schrak zusammen, öffnete die Augen und war im ersten Augenblick sehr erstaunt, als er das hagere Gesicht, die Habichtsnase und den schwarzen Schnurrbart Spyros vor sich sah. Aber sogleich besann er sich, wo er war.

„Was wollt Ihr?“ fragte er, nachdem er sich durch einen Blick vergewissert hatte, daß seine junge Gefährtin noch neben Miß Woodfall schlief, deren geräuschvolles Atmen man hörte.

„Die Damen müssen geweckt werden; es ist Zeit aufzubrechen.“

Maurice hatte sich rasch erhoben. Der Tag war angebrochen; rosige Lichter spielten schon auf den Wipfeln der Bäume mit ihrem jungen Blätterschmuck, und die Vögel sangen in den Zweigen. Am Feuer in der kupfernen Briki (Kaffeekanne) dampfte der Kaffee, dessen Aroma dem jungen Mann köstlich in die Nase stieg, da er einen außerordentlichen Appetit verspürte. Auch ein großes Glücksgefühl erfüllte ihn. Da diese Nacht ohne Unfall vorübergegangen, war die größte Gefahr überstanden, und er hatte nun die Aussicht, während eines ganzen Tags das — der Meinung seines Herzens nach — entzückendste Geschöpf aller fünf Weltteile für sich allein zu haben. In einigen Stunden würde Herr Harrison die viertausend Pfund auf Heller und

Pfennig ausgezahlt haben, daran war nicht zu zweifeln, und morgen um diese Stunde waren die Gefangenen frei.

Er vertiefte sich in diese Gedanken, während er Elenitza betrachtete, die so sanft schlief, wie sie es in ihrem Zimmer in Smyrna nur hätte thun können. Spyro rief ihn zum Gefühl der Wirklichkeit zurück.

„Ich bitte den Herrn Doktor, zu bedenken, daß wir keine Zeit zu verlieren haben; wir sollten schon unterwegs sein."

Maurice kniete neben dem jungen Mädchen nieder und sagte halblaut, indem er leicht ihren Arm berührte: „Fräulein, erwachen Sie!"

Sie bewegte sich sanft und lächelte, ohne die Augen zu öffnen. Wahrscheinlich glaubte sie, noch schlaftrunken, daß Käthe die Vorhänge ihres Bettes zurückgeschlagen habe. Mit dem schmollenden Ton eines Kindes, das noch länger schlafen möchte, fragte sie mit geschlossenen Augen: „Welche Zeit ist es?"

Dann blickte sie auf, bemerkte Maurice und schlug die Augen schamhaft nieder, als sie sah, daß ein Mann ihr jungfräuliches Erwachen belauschte. Doch rasch entsann sie sich ihrer Lage.

„Armer Freund," sagte sie, dem jungen Mann die Hand reichend. „Gewiß haben Sie kein Auge geschlossen."

Spyro wandte sich ab, um ein skeptisches Lächeln zu verbergen, und Maurice antwortete: „Ich kann mich dessen leider nicht rühmen, aber die Nacht ist, Gott sei Dank, gut vergangen. Jetzt soll's gleich weitergehen. Ihre Toilette wird heute rasch beendet sein müssen; wir werden Ihnen Raum dazu lassen, nicht wahr, mein Herr Spyro?"

Der Räuber verneigte sich, wie ein Mann, der die Rücksichten kennt, die man dem schönen Geschlecht schuldet, und die beiden Frauen wurden allein gelassen, während sich Miß Woodfall mühsam zu ermuntern begann.

„Haben wir einen weiten Weg vor uns?" fragte der Doktor, indem er, um sich zu waschen, mit seinem Hüter nach einem Bach ging, der zwischen den Steinen rieselte.

„Ungefähr drei Stunden; dann ruhen wir bis morgen früh, wo Sie, wenn alles gut geht, mit den Damen aufbrechen werden, um nach Smyrna hinabzusteigen. Der Weg ist weit, aber der Herr Doktor werden ihn weniger beschwerlich finden, als den Aufstieg."

Maurice, dem die Höflichkeit des Klephten und die

Leichtigkeit, mit der er sich auf französisch ausdrückte, auffallend war, konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Ich vermute, guter Freund, daß Ihr nicht immer in diesen Wäldern gehaust habt?"

„Ich habe in der That hier und am Bosporus in einigen guten Familien gedient, Herr Doktor. Ich besitze in Burnabat noch mehr als einen Kameraden, mit dem ich von Zeit zu Zeit ein Glas Raki leere . . ."

„Und der Euch gewisse interessante Neuigkeiten mitteilt."

„Allerdings, mein Herr; aber manchmal wird man auch falsch berichtet. Ach, wenn wir gewußt hätten, daß der Herr Doktor zur französischen Marine gehört! . . . Erlauben Sie mir, zu sagen, daß Sie sehr unrecht thaten, Ihre Uniform abzulegen, als Sie einen Ausflug ins Freie machten. Ohne diese Unvorsichtigkeit wären weder der Herr Doktor, noch seine Verlobte . . .

„Das ist ebenfalls ein Punkt, über den man Euch falsch berichtet hat," unterbrach ihn Maurice.

Aber Spyro zeigte durch ein taktvolles Lächeln, daß er dieser Verneinung keinen Glauben schenke. In demselben Augenblick erschien Elenitza am Arm ihrer Erzieherin; trotz der schrecklichen Nacht, die sie verbracht, hatte sie nur zehn Minuten und ein wenig frisches Wasser bedurft, um hübsch auszusehen. Es ist etwas Schönes, siebzehn Jahr alt zu sein!

Als sie Maurice erblickte, blitzte es freudig in ihren Augen auf.

„Lassen Sie uns rasch aufbrechen," sagte sie, „ich bilde mir ein, daß uns jeder Schritt der Heimat näher bringt."

Bald waren die Frauen im Sattel, und man machte sich auf den Weg. Vier Banditen eröffneten als Vortrab den Zug; die andern bildeten die Bedeckung, eine sonderbare Bedeckung, welche die Weisung hatte, die, welche sie geleitete, bei der ersten Beunruhigung niederzumachen. Uebrigens waren die Klephten voller Aufmerksamkeit; kein einziger hob die Augen zu dem jungen Mädchen auf; es war, als ob eine Bande Schmuggler für zweiundneunzigtausend Franken zerbrechliche Ware auf schlechten Wegen in Sicherheit bringe.

Man konnte sich kaum einen an malerischen Kontrasten reicheren Spaziergang denken. Nachdem man eine Stunde lang durch einen dichten Wald von niedrigen Bäumen gezogen war, gelangte man in eine ödere und wildere Region des Gebirgs. Hier sah man nichts als Felsen, lose Geröll-

massen und dürftige Büsche, die zwischen den Granitblöcken spärliche Nahrung fanden. Dann wurde der Pfad steil, und die Gefangenen kamen aus einer Schlucht des Tahtali in die andre. Als sie einen Hohlweg durchschritten hatten, bot sich ihnen plötzlich ein großartiges Schauspiel dar. Zu ihren Füßen breitete sich eine ungeheure, mit Dörfern besäete Ebene aus, an deren Ende die Stadt gleich einem riesigen weißen Flecken lag, und dahinter begann die unbegrenzte Wasserfläche des Meeres, in den Strahlen der Sonne funkelnd, die sich noch kaum über den Horizont erhob.

Selten wohl haben Reisende ein prachtvolleres Panorama vor Augen gehabt; aber unsre Touristen waren nicht gestimmt, die Schönheit der Natur zu genießen. Maurice gebrauchte in diesem Augenblick seine Augen nur dazu, sich zu versichern, daß keine runde Mütze über einem blauen Matrosenkragen in seinem Gesichtskreis auftauchte. Aber der Vortrab der Bande hatte schon diese Sorge übernommen und nichts Verdächtiges entdeckt. Elenitza konnte, trotz ihres großen Mutes, nicht ohne Bewegung diese Stadt betrachten, die sie vielleicht nicht wieder lebend betrat, wenn der Zufall ein böses Spiel trieb, und wo man sie wahrscheinlich schon als tot beweinte. Zwei helle Thränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochte, rannen über ihre Wangen.

„O!“ rief Maurice, „diese Thränen vernichten meine Kraft.“

Sie reichte ihm die Hand, versuchte zu lächeln, und es gelang ihr wenigstens, dem jungen Mann schöner zu erscheinen, als er sie je gesehen hatte.

„Bewahren Sie Ihre Kraft,“ sagte sie, leicht errötend, „das was Sie nicht sehen, ist besser als das, was Sie sehen.“

„Verzeihen Sie,“ sprach Spyro, mit der vertraulichen Dreistigkeit eines verschmitzten Bedienten zwischen die jungen Leute tretend, „wir können uns hier nicht aufhalten. In zwei Stunden werden wir an Ort und Stelle sein, und dann steht es dem Herrn Doktor frei, nach seinem Belieben mit dem Fräulein zu plaudern.“

Die Karawane drang aufs neue in die Schluchten des Gebirgs ein; die Gegend nahm wieder einen rauheren Charakter an und erschien noch trostloser nach diesem kurzen Ausblick auf Freiheit und Glück.

Spyro hatte, wie alle Führer der Welt, die Reisen-

den über die Entfernung betrogen, denn man war wenigstens drei Stunden unterwegs, als man anhalten mußte, und zwar aus dem guten Grunde, weil der Pfad aufhörte. Mit einer tiefen Verbeugung wurden die Damen gebeten, abzusteigen. Dann nahmen zwei Räuber unter Entschuldigungen über die große Freiheit, die sie sich nahmen, die beiden Gefangenen am Arme und zogen sie eine Felsenwand hinauf, die einer Ziegenherde Schwindel verursacht hätte. Selbst Maurice würde manchmal gezögert haben, wenn ihn nicht die Hand Spyros, eine eiserne Hand, die in keinem Sammethandschuh stak, an den schlimmsten Stellen fast getragen hätte. Der Aufstieg dauerte zwanzig Minuten, und als er beendet war, befanden sich diese Alpentouristen wider Willen in der klassischsten aller Räuberhöhlen. An den verschiedenartigen Düften, die wetteifernd auf den Geruchssinn eindrangen, erriet man sofort, daß sie Yani als Hauptquartier benutzte und, was — selbst für einen mäßigen Strategen — noch weniger zweifelhaft war, daß sie ihm zur Festung dienen konnte. Zwölf gut bewaffnete Räuber waren hier sicher, mit Leichtigkeit eine Belagerung durch ein Armeekorps des Sultans aushalten zu können.

„Jetzt dürfen wir ruhig sein,“ sagte Spyro mit vergnügtem Gesicht, „die Damen und der Herr Doktor können sich ausruhen und nach Herzenslust plaudern. Wenn Gott will, so wird der Hauptmann morgen um diese Stunde mit dem Geld hier sein.“

Vor allen Dingen wurde gefrühstückt; der Speisezettel war, wenn auch nicht tadellos, doch besser als gestern, und die Gäste hätten nicht daran gedacht, sich zu beklagen, wenn nur nach dem Kaffee ihre Wagen vorgefahren wären, aber vom Fortgehen war noch keine Rede. Miß Woodfall schlief ein; sie war unbedingt eine jämmerliche Duenna, aber ein so schwerer Dienst war in ihrem Kontrakt nicht vorgesehen. Die beiden Agapìthiki (Verlobten), wie die Räuber sie nannten, saßen Hand in Hand dicht nebeneinander und sprachen leise von ihren Hoffnungen und ihren Befürchtungen. Man hatte sie ganz allein gelassen, und sie hätten glauben können, in einem selbstgewählten Versteck zu sein, wenn nicht am Eingang der Höhle eine näselnde Stimme das folgende Lieblingslied der Gebirgsbewohner gesungen hätte:

Frisch auf meine Kinder,
Frisch auf meine Kinder,
Nehmt die Flinte zur Hand
Und laßt uns ins Gebirge zieh'n.
Legt die Sandalen an,
Gürtet den Säbel um
Nehmt die Pistole zur Hand
Und bindet das Kopftuch um*).
Füllt den Knappsack
Und spannt den Hahn der Flinte
Und vorwärts, vorwärts, vorwärts,
Frisch auf, meine Kinder, frisch auf!
Laßt uns ins Gebirge zieh'n!
Laßt uns in die Fichtenwälder gehen
Und an den kühlen Quellen
Das Lamm braten
Und das Maisbrot backen.
Laßt uns den weißen Käse
Und die Kekeretz**) essen,
Süße Milch und herben Wein trinken.
Vorwärts, vorwärts, vorwärts,
Frisch auf, meine Kinder, frisch auf!
Räuber sind im Gebirge erschienen,
Und haben mein goldiges Lamm***) entführt,
Sie haben es gefangen, es zieht fort, fort, fort!
O, mein Mütterchen, es zieht fort!

Und mit welch poetischer Wehmut sprach Spyro von dem goldigen Lamm (khrussom arni), mit welch herzzerreißendem und überzeugtem Tone ahmte er das Schluchzen der Mutter, das paï, paï, paï, der vorletzten Zeile nach, der Mutter, die um den süßen Liebling jammerte, den ihr irgend welcher Spyro entrissen hatte. Jeder Grieche ist ein geborener Komödiant.

---

*) Die Räuber Kleinasiens tragen gewöhnlich auf ihren Raubzügen ein schwarzes Tuch (madila) um den Kopf geschlungen.

**) Würste von Hammelsdärmen, die mit der gehackten Lunge des Tiers gefüllt sind.

***) Kosenamen für „mein geliebtes Kind". Anm. d. Uebers.

Fünfzehntes Kapitel.

Man kann wohl denken, daß unter den Zuhörern des Klephten wenigstens zwei Personen nicht ganz Ohr waren, da sie zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt schienen, um dem Sänger Aufmerksamkeit zu schenken, und wäre es Tamberlik in Person gewesen. Der Tag war vorgeschritten; die Sonne stand schon auf dem jenseitigen Abhang des Gebirgs und im Innern der Grotte boten die Gegenstände nur noch verwischte Umrisse dar. Aber Maurice und seiner Gefährtin wurde die Zeit nicht lang, denn sie genossen beide das beneidenswerteste Glück, das es hienieden gibt. Sie waren dabei, zu entdecken — nicht daß sie sich liebten, das war abgemachte Sache — aber daß sie die allerbesten Gründe hatten, sich zu lieben. Man mag sagen, was man will, Amor ist oft nur aus Klugheit blind, weil er zu viel verlieren würde, wenn er klar sähe. Sobald man ihm zeigt, daß er furchtlos die Augen öffnen kann, läßt er die Binde fallen, und der Schelm erscheint mit einer Lupe bewaffnet.

Elenitza und Maurice hatten die große Freude, sich immer mehr achten zu können, je besser sie sich kennen lernten, und an keinem Ort kann man sich rascher und besser kennen lernen, als in einer entlegenen Wildnis, mit der drohenden Gefahr des Todes vor Augen. Alles, was sie an Seelengröße, Großmut und Selbstverleugnung besaßen, trat hier voll zu Tage. Wäre ein flüchtiger Rausch oder eine gewöhnliche Leidenschaft einer solchen Prüfung unterworfen worden, so wären die Liebenden in schaudernde Erstarrung oder in dumpfes Schweigen versunken. Maurice und Elenitza hingegen sprachen ernst und ruhig miteinander, denn sie empfanden schon, daß das einzige Unglück, für das es keinen Trost gäbe, das sei, welches sie nicht vereint getroffen hätte.

Während Maurice den Worten seiner Gefährtin lauschte, hatte er bemerkt, daß sie häufig mit der Hand nach dem Knie fuhr, als ob sie Schmerzen empfinde.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte er. „Haben Sie sich etwa beim Erklettern dieser steilen Abhänge verletzt?“

„O nein,“ antwortete sie. „Aber seit einem Unfall, der mir in meiner Kindheit zugestoßen ist, schmerzt mich mein rechtes Knie nach jeder Anstrengung. An jenem Tag ich auch dem Tode nahe gewesen.“

Sie sann einen Augenblick schweigend nach, dann fuhr sie fort: „Es ist fast die einzige Erinnerung, die mir von Paris und Frankreich geblieben ist. Ich sehe mich noch in jener Stadt mit meiner armen Mama aus einem Hause treten, das ich heute schwerlich wiederfinden würde. Dann sehe ich mich, ich weiß nicht wie, plötzlich unter den Hufen eines Pferdes, das mir das Entsetzen sicher ins Riesenhafte vergrößert hat, denn ich habe es in der Erinnerung stets wie ein wenigstens zwanzig Fuß hohes Tier vor mir gesehen. Wie es kam, daß ich nicht zertreten wurde, weiß ich nicht; ich weiß ebenso wenig, ob ich durch meinen Fall, oder durch ein Hufeisen des Pferdes verletzt wurde. Das einzige, was ich sicher weiß, ist, daß ich in manchen Augenblicken, wie heute, die Nachwehen davon verspüre."

Sie hielt plötzlich erstaunt in ihrer Rede inne. Während ihrer kurzen Erzählung war Maurice ihr noch näher gerückt; er hatte ihre Hand ergriffen, und sie fühlte, wie er in seltsamer Erregung zitterte.

„O!" rief er. „Selbst die Vergangenheit schenkt Sie mir. Forschen Sie den Erinnerungen jener Scene nach. Taucht nicht ein Knabe darin auf, der Sie in seinen Armen aufhob und forttrug? Sehen Sie ihn nicht neben sich in einem Blumengarten sitzen? Hatten Sie nicht einen Hund, einen weißen, gelockten Pudel, einen Hund, der — o, jetzt entsinne ich mich — der Pompejus hieß."

„Mein Gott!" erwiderte sie, „ist es denn möglich? Freilich sehe ich alles das vor mir. Ich sehe vor allem jenen Knaben, der mich gerettet hat. — Ja, ja, ich besinne mich jetzt auf alles; ich höre noch, wie mein Vater mir am Abend sagte: ‚Es ist ein Wunder, daß ihr nicht alle beide zertreten wurdet.' Also . . . dieser Knabe . . ."

Der Knabe, der zum Mann gereift war, hielt sie in seinen Armen; er drückte sie an sein Herz, er preßte heiße Küsse auf ihre dunklen Locken und vermochte ihr nichts zu sagen, als die immer aufs neue wiederholten Worte: „Meine arme kleine Helene! Weine nicht!"

Ach! Wie hätte sie nicht weinen sollen! Seit so vielen Stunden hatten ihre Nerven allem widerstanden, was eine Frau erregen kann. Schreck, Hunger, Ermüdung und Entbehrungen, die überwältigende Empfindung, welche die keimende Liebe begleitet; alles hatte sie kühn und mutig ertragen. Aber das unvermutete Heraufbeschwören jener schwankenden, dunkeln Kindheitserinnerungen, die sie in der

Seele trug, das Bild ihrer Mutter, das ihr in dieser bedeutungsvollen Stunde ihres Lebens erschien, war zu viel für ihr gepreßtes Herz. Sie lehnte das Haupt auf die Schulter ihres Freundes, wie sie es vor zwölf Jahren gethan hatte, und schluchzte leise, ganz vergessend, daß eine Stunde früher der bloße Gedanke einer solchen Vertraulichkeit sie mit Schamröte bedeckt haben würde. Sie ahnte nicht, daß der Duft ihrer Haare, die Berührung ihres Körpers Maurice verwirrte; er war ihr in diesem Augenblick nichts, als ihr erster Freund, der Knabe, der sie gerettet hatte. . . .

Zu gewissen Stunden steht das Weib so hoch über uns, daß man sagen möchte, wir existierten nicht für sie. Da, wo unsre Sinne erbeben, zittert ihr Herz; da, wo wir kämpfen, schwebt sie strahlend in idealen Regionen; liebt, denkt, lächelt, oder — und dann ist sie noch bezaubernder — sie weint.

Als Elenitza endlich zu sprechen vermochte, erhob sie das Haupt, trocknete ihre Thränen und sagte: „Also hat meine Mutter Sie gekannt, geliebt, gesegnet! O, mein Gott, was würde sie denn jetzt sagen?"

„Vielleicht würde sie sagen, was ich immer noch von ihren Lippen zu hören glaube: ‚Du mußt ihn sehr lieb haben, mein Kind!' O, Elenitza, wollen Sie ihr nicht gehorchen? Wollen Sie nicht den Mann lieben, der Ihnen sein Leben weiht und kein Weib vor Ihnen geliebt hat?"

„Ach!" erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer, „als ob es aufs Wollen ankäme! Ich wollte nicht hierher kommen, und doch bin ich hier gefangen!"

Maurice hatte sie verstanden, so gut verstanden, daß sie unter der festeren Umschlingung seines Armes einen leisen Wehlaut nicht zu unterdrücken vermochte. Der junge Mann war überglücklich, aber er that, als ob er noch nicht befriedigt sei, und sagte: „Böses Mädchen! Also lieben Sie mich wider Willen? Muß ich denken, daß, wenn Sie morgen wieder in Freiheit sind, Sie Yani und mich mit gleichen Gefühlen betrachten werden?"

„O, mein Freund," antwortete sie ernst, „ich liebe diese Höhle, ich liebe diese Räuber, ich liebe Spyro und seine Lieder und werde sie ewig lieben. Ich bin glücklich, glücklich, überglücklich! Was verlangen Sie mehr?"

Maurice würde das Gespräch noch lange in dieser Art fortgeführt haben, aber Elenitza wollte, von frommer Neugier bewegt, von ihrer Mutter sprechen hören.

„Es ist mir so selten zu teil geworden," sagte sie, „und zudem sind Sie von allen denen, die mir nahe stehen, derjenige, der sie zuletzt gesehen hat. Sie kennen meine Tante; es ist die beste Frau von der Welt, aber sie ist eine glückliche Frau und sieht nicht gern traurige Gesichter um sich, und ich habe schon seit langer Zeit begriffen, daß sie gewisse Gegenstände nicht zu berühren wünscht. So scheint es, daß ich meine Eltern vergessen habe, weil niemand um mich ist, gegen den ich auch nur ihren Namen aussprechen kann. Ich bin nur Elenitza, und drei Viertel der Leute, die bei uns ein und aus gehen, wissen nicht einmal, daß ich Helene von Rennefort heiße."

In diesem Augenblick bewegte sich Miß Woodfall, die aus ihrem tiefen Schlaf erwacht war, und fragte, welche Zeit es sei. Der Doktor zog seine Uhr aus der Tasche und näherte sich, um besser zu sehen, dem Eingang der Höhle, wo Spyro noch immer leise vor sich hin sang.

„Es ist schon sechs Uhr!" sagte er, als er wieder zu den beiden Frauen trat.

„Schon!" wiederholte das junge Mädchen.

„Goodness me!" brummte die Gouvernante, „das ist ein ‚schon!', das Bewunderung verdient. Ich dachte, es müßte allerwenigstens Mitternacht sein."

Fast hätten Elenitza und Maurice dies „schon" wiederholt, als Spyro zwei Stunden später das Zeichen zur Nachtruhe gab und die Damen in eine Art Gang führte, der ihr abgesondertes Zimmer bildete.

Der junge Doktor aber lagerte sich als treuer Leibwächter vor die schmale Oeffnung, die zu jenem Gange führte.

Sechzehntes Kapitel.

Diese zweite Nacht der Gefangenschaft war weniger gut, als die erste. Die Gefangenen schliefen schlecht, denn sie waren nicht so ermüdet; die Luft in der Höhle war schwül, und schließlich war die Stunde ihrer Befreiung nahe.

Als Maurice und Elenitza sich am nächsten Morgen begrüßten, mußten sie sich im stillen eingestehen, daß die Liebe zwar ein süßes, wohlthätiges Geschenk des Lebens ist, daß aber ein Friseur, ein Toilettenkabinett und weiße

Wäsche auch nicht zu verachten sind. Doch lächelten sie sich zu und fühlten sich glücklich; freilich wären sie noch glücklicher gewesen, wenn Yani mit den viertausend Pfund erschienen wäre. Aber ach, um zwölf Uhr mittags war noch nichts von ihm zu sehen!

Diese Verspätung stellte mancherlei in Frage, vor allen Dingen das Leben dreier Menschen. Spyro sang nicht mehr; sein Benehmen wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde kühler, und er war nur eben noch höflich.

Die beiden jungen Leute versuchten vergebens, sich ihre Unruhe zu verbergen und eine lächelnde Miene zu bewahren; sie dachten mehr an Yani als an sich selbst und zitterten für ihn, wie für einen geliebten Freund. Elenitza betete ganz leise für ihn, und es war sicher zum erstenmal, daß der Name des würdigen Mannes in einem Gebete genannt wurde; ja sie bereute fast, daß sie ihm, als er sich auf den Weg gemacht, nicht ihre geweihte Medaille umgehangen hatte.

Miß Woodfall zitterte an allen Gliedern, aber um gerecht zu sein, müssen wir sagen, daß sie vor Fieber zitterte. Zwei Tage ohne Thee und Halloway-pills zu sein, das war zu viel für sie.

Die Stunden schlichen mit trostloser Langsamkeit hin und die Unterhaltung, durch die sie am vorigen Tage wie Minuten verflogen waren, erschien heute unmöglich; denn die Schranke eines schrecklichen „vielleicht" türmte sich mehr und mehr zwischen ihren Gesprächen auf. Alle Fragen der Welt verloren ihr Interesse, angesichts der Frage des Augenblicks: „Wie viel Stunden werden noch vergehen, ehe man uns den Hals abschneidet?"

Und das war noch nicht die schrecklichste. Es gab noch eine andre, vor der Maurice das Blut in den Adern erstarrte, wenn er schaudernd die außerordentliche Schönheit seiner Begleiterin betrachtete.

Die Garnison war auf dem Kriegsfuß. Spyro und ein Dutzend Räuber, die plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, zur Stelle waren, lagen mit der Flinte im Arm auf der Lauer hinter den Felsen am Eingang der Höhle, ohne mehr als einzelne Worte miteinander zu wechseln. Auch für sie stand alles auf dem Spiel.

Diese tödliche Spannung dauerte bis abends fünf Uhr. Um diese Zeit erscholl der fröhliche Ruf: „Kapitanos! Erchité!" (Der Hauptmann! Er kommt!)

Zehn Minuten darauf faßte Yani Fuß auf dem Felsenvorsprung. Er war mit Staub und Schweiß bedeckt und schien ganz erschöpft zu sein; aber sein Gesicht trug einen Ausdruck, der nur zu leicht zu verstehen war. Sein Unternehmen mußte gescheitert sein. Ohne den Gefangenen die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken, hieß er seine Leute einen Kreis schließen und sagte ihnen einige Worte in einem griechischen Dialekt, denen laute Schreie der Empörung folgten.

Elenitza, die allein verstehen konnte, was vorging, faßte Maurice am Arm und flüsterte ängstlich: „Er hat nur dreitausend Pfund erhalten."

Der junge Doktor trat sogleich unter die Räuber und fragte, was vorgefallen sei. Die Sache war sehr einfach. Der Abgesandte Yanis hatte sich an der Kasse von Harrisson & Comp. gemeldet. Zuerst hatte man ihn unter dem Vorwand, die Summe aufzubringen, mehrere Stunden aufgehalten, und dann war er mit drei Viertel des verlangten Lösegeldes fortgeschickt worden, unter dem Vorwand, daß nicht mehr bares Geld verfügbar sei.

Yani legte die Thatsachen kaltblütig dar, ohne etwas endgültig zu beschließen, wie der Präsident einer Generalversammlung, der die Entscheidung den Aktionären überläßt. Aber im Grunde ließ er merken, daß er selbst das Geschäft, so wie es stand, annehmen und die Gefangenen zurückschicken würde. Spyro jedoch, der sich auf die Grundsätze der Bande steifte, verteidigte mit wahrer Wut die entgegengesetzte Meinung.

„Man kennt uns," schrie er; „man weiß, daß man nichts von uns zu fürchten hat, wenn man redlich gegen uns handelt, aber daß, wenn man Widerstand leistet oder uns betrügt, man auch nichts von uns zu hoffen hat. In diesem Falle haben wir nur eins zu thun . . ."

Eine einfache, aber beredte Gebärde schloß seine Rede.

„Ich bin sehr erstaunt," sagte Maurice, „daß Herr Harrisson so gehandelt hat. Hat er keine Erklärungen darüber abgegeben?"

„Zum Teufel mit Ihren Erklärungen," grollte Yani; „denken Sie, daß ich auf sein Büreau gegangen sei, um die Sache mit ihm zu erörtern; dies Vergnügen können Sie sich machen, wenn Sie Lust dazu haben, denn morgen wird man Sie in die Ebene hinabführen. Ich wiederhole Ihnen, daß wir Sie nicht behalten wollen; die beiden Damen genügen uns."

Maurice protestierte; denn der Gedanke, Elenitza allein unter diesen rohen Kerlen zurückzulassen, machte ihn fast wahnsinnig vor Entsetzen. Er bot den Räubern an, die versprochene Summe zu verdoppeln, wenn sie ihn allein behalten wollten, aber er machte die Rechnung ohne Spyro, der augenscheinlich der scharfsinnigste Kopf der Bande war. Dieser behauptete, daß ein unvollständig gezahltes Lösegeld so gut wie gar nicht gezahlt sei, daß es das Interesse der Bande verlange, dies unbarmherzig durch ein Exempel zu statuieren, und daß Yani, indem er so handle, ganz im Rechte sei.

„Uebrigens," fügte er hinzu, „dürfen sich Fremde nicht in unsre Angelegenheiten mischen; sie bringen nur Verwirrung in die Beratung. Da, wo viele Hähne krähen, bricht der Tag spät an."

Infolge dieser Berufung auf die Geschäftsordnung der Bande wurden die Gefangenen aufgefordert, sich in einen entlegenen Teil der Höhle zurückzuziehen, wo einer der Klephten sie bewachte. Man wird erraten, daß ihre Gedanken nicht rosiger Natur waren; aber es ist Zeit, diesen Teil der Erzählung abzukürzen. Nach einer langen Beratung — der geringste Schäfer Anatoliens wirft einem zwei Stunden lang Beweisgründe über den ersten besten Gegenstand an den Kopf — trat Yani sehr ernst zu Maurice. Es lag sogar ein so seltsamer Ausdruck auf seinen Zügen, daß die drei Gefangenen sich im stillen fragten, ob nicht ihr letztes Stündlein geschlagen habe, aber glücklicherweise war es nicht der Fall.

„Sie sind frei!" sprach der Ehrenmann. „Aber in dieser dunklen Nacht ist es unmöglich, uns über diese steilen Abhänge zu wagen. Morgen bei Tagesgrauen können Sie aufbrechen; bei vorkommender Gelegenheit vergessen Sie nicht, daß ohne Yani Ihre Angelegenheit sich nicht so günstig gestaltet hätte."

Am nächsten Tage, noch vor der Mittagsstunde, traten Maurice und die Damen, die ihre Esel wiedergefunden hatten, aus der letzten Schlucht des Gebirges, und der Bandit untergeordneten Rangs, der sie führte, zeigte mit der einen Hand auf die Ebene, wo die Häuser von Burnabaschi sichtbar waren, während er die andre ausstreckte, um ein Backschisch zu erhalten. Der Doktor hatte nicht den Mut, ihm einige Paras zu verweigern, da ihm der Einfall zu komisch vorkam und er überdies nur über Spyro ernstlich aufgebracht war.

Harrisson und seine Frau warteten in Burnabaschi schon seit dem vorigen Tage mit einem guten Wagen auf die Gefangenen, aber sie hatten sich wohl gehütet, mehr als einen Diener mitzubringen und über die ersten Häuser des Dorfes hinauszugehen, aus Furcht, daß man ihre Absicht mißverstehen könne. Als Elenitza in ihre Arme eilte, sah man ein seltenes Schauspiel: man sah Athina Thränen vergießen.

Maurice konnte sich nicht lange enthalten, dem Schotten seine Meinung zu sagen.

„Sie haben mir tausend Pfund erspart," meinte er, „aber ein anderes Mal handeln Sie lieber nicht mit Yani; ich möchte den gestrigen Abend nicht um zehn Millionen noch einmal durchleben."

Herr Harrison machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Aber ich habe ja gegeben, was Sie von mir verlangten," beteuerte er.

Maurice sann einen Augenblick nach; dann schlug er sich vor die Stirn und lachte laut auf.

„Jetzt verstehe ich's," rief er. „Musjeh Yani hat sich im voraus ein Viertel der Summe angeeignet. Mein Gott! Wem soll man noch in dieser Welt trauen! Nun, Ende gut, alles gut; morgen werde ich meinem Vater schreiben und ihn benachrichtigen, daß er Ihnen viertausend Pfund zu überschicken hat."

„Junger Mann," antwortete der Oheim Elenitzas sehr ernst; „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß meine Nichte ebenso viel wert ist, als ein Marinearzt. Sie schulden mir nur die Hälfte der Summe, die Sie zahlen können, wann es Ihnen bequem ist."

Siebzehntes Kapitel.

Feuersbrünste, Erdbeben und Entführungen mit bewaffneter Hand sind in Smyrna zu alltägliche Ereignisse, als daß sie lange Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zögen. Indessen die letzte Heldenthat hatte einen romanhaften Anstrich, der wohl geeignet war, die Neugier einer Stadt leidenschaftlich zu erregen. Die Zeitungen berichteten die

Thatsache in offizieller Weise, aber die lokale Chronik betrachtete sie von jedem Gesichtspunkt aus, beschäftigte sich acht Tage lang mit ihr und beurteilte sie, je nach dem Gefühl und der Lage eines jeden, auf verschiedene Art und Weise.

In der „vornehmen Gesellschaft“ herrschte Begeisterung, und Maurice hatte alle Aussicht, zu einem Romanhelden gestempelt zu werden. Ein halbes Dutzend reicher Erbinnen warteten nur auf einen Wink von ihm, um Madame Villeféron zu werden und ihm mit Zinsen die Auslage zurückzuerstatten, in die ihn sein ritterliches Benehmen gestürzt hatte.

In den Kreisen zweiten Ranges betonte man besonders die Thatsache, daß Elenitzas Ruf unheilbar geschädigt, und eine Heirat mit dem Doktor unvermeidlich sei. Dies war allerdings nicht ganz das Resultat, von dem Annetta geträumt hatte, aber sie entschädigte sich für diese Enttäuschung, indem sie geschickt zu verstehen gab, daß das Abenteuer nicht für jedermann ruhmvoll sei, und daß der junge Franzose wohl gewußt habe, was er thue, als er den Spaziergang in die nächste Nähe des Tahtali unternahm. Nur vergaß sie zweierlei zu sagen, erstens, daß Maurice nicht nötig gehabt hätte, den Salon seines Vaters zu verlassen, um eine ebenso gute Partie zu machen, und zweitens, daß sie selbst der wahre Urheber der Entführung war.

Im Volke betrachtete man die Geschichte vom Standpunkt Yanis und seiner Bande aus und erklärte sie einstimmig für den schönsten Streich, der seit langer Zeit ausgeführt worden sei. Und zwar nicht sowohl wegen der bedeutenden Summe, um die es sich dabei handelte, als wegen der Schnelligkeit der Ausführung. Was für ein Mann dieser Yani war! Selbst zu kommen, sich bis vor die Thore Smyrnas zu wagen und in achtundvierzig Stunden ungefähr hundert Kilometer zu Fuß zurückzulegen! An was hängt das Ansehen und die Popularität eines Menschen? Wenn all diese begeisterten Lobredner Yanis gewußt hätten, auf welche Art dieser gewissenlose Mann seine Genossen betrogen hatte, so hätten sie sich geschämt, ihn als ihren Landsmann anzuerkennen. ... Aber Herr Harrisson, der Land und Leute kannte, bestand darauf, daß diese unsaubere Handlung geheimgehalten werde. Auf diese Art hielt er den Banditen, durch die Furcht vor der summarischen Justiz, die ihm von seiten der Bande drohte, in seiner Hand,

und jetzt konnte er mit seinem Spazierstock sich bis auf den Gipfel des Tahtali wagen, ohne die geringste Gefahr, auch nur einem einzigen verdächtigen Schnurrbart zu begegnen.

Uebrigens war es auch der Bankier gewesen, der mit Gott weiß welcher Mühe verhindert hatte, daß eine Abteilung Marinesoldaten ins Gebirge gedrungen war, um die Spur der Gefangenen zu verfolgen. Es hatte ihm die größte Anstrengung gekostet, den Kommandanten zu überzeugen, daß das Unternehmen nur das Resultat haben werde, daß die Köpfe der drei Gefangenen zurückgebracht würden, von dem Entsetzlichen, das den beiden Frauen bevorstand, ganz zu schweigen.

„Ja, aber die Ehre der Uniform!" hatte der Offizier geantwortet.

„Ihr Arzt hat die seinige abgelegt, ehe er den Spaziergang unternahm."

Dieser Grund war entscheidend gewesen; der Kommandant hatte hierauf nur erklärt, daß er Villeféron Arrest geben werde ..., wenn er lebend zurückkehre.

Von Arrest war jedoch, wie billig, nicht die Rede, und als Maurice den Dumont d'Urville betrat, war der „Pascha" der erste, der ihm um den Hals fiel. Der ganze Stab folgte seinem Beispiel, denn der junge Doktor wurde an Bord vergöttert. Das Diner gestaltete sich zu einem vollständigen Fest; nichts fehlte dazu, weder die Heiterkeit, noch der Champagner, noch die mehr oder minder feinen Anspielungen „auf die Annehmlichkeiten der Gefangenschaft" auf dem Tahtali. Der Held des Tages ging bereitwillig auf die allgemeine Stimmung ein. Er empfand ein zweifaches Glück von unschätzbarem Wert: er liebte und erhielt Gegenliebe, und er trug seinen Kopf noch auf den Schultern. Aber nur für diese letztere Gunst des Geschicks nahm er Glückwünsche an, denn was zwischen ihm und Elenitza vorgefallen war, sollte, nach gemeinsamer Uebereinkunft, bis auf weiteres Geheimnis bleiben. Man blieb diesen Abend lange an Bord auf, aber, wie müde auch Maurice war, so begab er sich doch nicht zur Ruhe, bevor er einen langen Brief an seinen Vater geschrieben hatte.

„Was das Geld anbelangt," schloß er, „so hat es damit noch einige Posttage Zeit; was aber die andre Sache betrifft, so wird sie mir — wenn Du mich lieb hast — der Telegraph nächste Woche bringen."

Die nächste Woche verging, und der Telegraph hatte

nichts gebracht. Dies war für die Ungeduld des Verliebten eine herbe Enttäuschung. Als er indes darüber nachdachte, begriff er, daß sein Vater, der vorsichtige und streng regelrechte Mann, gefunden haben werde, daß ein Telegramm von zwanzig Wörtern etwas gar zu summarisch sei, wo es sich darum handle, über das Lebensglück seines Sohnes zu entscheiden.

Uebrigens muß auch gesagt werden, daß es für Villeféron nicht allzuschwer hielt, sein Leiden mit Geduld zu ertragen. Er sah jeden Abend die, welche er heimlich seine Braut nannte, und kein Fremder störte die jungen Leute, denn unter dem Vorwand, daß Elenitza unwohl sei, blieb die Thür den zahlreichen Besuchen verschlossen, die Erkundigungen einziehen wollten.

Ich würde fürchten, zu weit zu gehen, wenn ich sagte, daß das glückliche Paar sich nach Spyro und seiner Höhle zurückgesehnt habe, immerhin gewährte ihnen der Salon Athinas in Hinsicht auf ihre Herzensergießungen geringere Freiheit. Ja, es war sogar sichtlich, daß Frau Harrisson beide mit einer Art Unruhe überwachte; es schien, als wünsche sie zu erfahren, ob von einer Verlobung zwischen ihnen die Rede sei, aber es war, auch mit dem besten Willen, unmöglich, in ihrer Haltung etwas Ermutigendes zu erblicken.

Der junge Mann, der auf seine Vermutungen angewiesen war — Elenitza konnte er über den Grund der gezwungenen Haltung ihrer Tante nicht befragen, da er sie nie allein sah — glaubte endlich den Schlüssel des Rätsels gefunden zu haben. Er bildete sich ein, daß Frau Harrisson schon einen Prätendenten in petto habe und nun fürchte, einen andern auftauchen zu sehen, der durch die Macht der Umstände erheblich begünstigt sei. Diese Ueberzeugung, in der er sich jeden Tag mehr bestärkte, hielt ihn ab, in Athina eine Verbündete oder auch nur eine Vertraute zu suchen. Er schwieg also aus natürlicher Klugheit, in der Ueberzeugung, daß in der Minute, wo er sich erklären könne, alles sich ebnen werde, aber zugleich war er fest entschlossen, sich erst dann zu erklären, wenn er der Einwilligung seines Vaters sicher wäre. Unterdessen sah er Elenitza täglich, aber nur ihre Blicke und ein bedeutungsvoller Händedruck bezeugten: „Unsre Herzen sind unverändert dieselben. Wir wollen warten.“

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft hatte

Maurice auch einen Besuch in der Rosenstraße gemacht. Es hieß dies freilich die Höflichkeit etwas weit treiben, aber er wußte nicht, wie tief er seiner einstigen Freundin verpflichtet war. Uebrigens war sein Besuch erfolglos; er fand das Haus verschlossen, denn die Familie hatte auf die Bitten Annettas hin, die vorgab, leidend zu sein, früher als gewöhnlich die Stadt verlassen, um plötzlich ihr Landhaus in Burnabat zu beziehen.

Ungefähr zwei Wochen nach der Episode Tahtali sagte der Doktor eines Abends, als er im Begriff war, sich zu verabschieden, zu Herrn Harrisson: „Morgen früh langt die Post aus Frankreich an. Um welche Stunde kann ich Sie in Ihrem Kabinett sprechen? Wir werden ernste Dinge ins Reine zu bringen haben."

„Sie gefallen mir," sagte der Schotte. „Sie thun ja gerade, als ob ich auf dies Geld wartete. Ihr Vater glaubt doch nicht etwa, daß ich ihm die Pistole auf die Brust setze? Seien Sie überzeugt, mein Lieber, daß ich es gar nicht eilig habe."

„Ja, aber ich habe es eilig, und morgen werden Sie erfahren, warum."

Elenitza, die das Warum kannte, errötete wie eine Rose, und als Maurice fortgegangen war, beeilte sie sich, ihr Zimmer aufzusuchen, um allein von den süßen Erregungen des nächsten Tages zu träumen.

Der sehnlich erwartete Tag erschien. Schon am frühen Morgen, sogar etwas früher als gewöhnlich, ankerte das Postschiff an seinem gewöhnlichen Platz, und fast unmittelbar nachher ging die Jolle mit der Briefpost ans Land. Nach Verlauf von mehr als einer Stunde sah man eine ganze Flottille von Boten vom Quai abstoßen und sich nach allen Richtungen hin zerstreuen. Es waren die Zahlmeister der verschiedenen Schiffe, welche die Briefe an Bord brachten. Auch der des Dumont d'Urville legte mit seinem Boot an, und der erste Brief, den er aus seinem Beutel zog, war der, den Maurice Villeféron erwartete. Er ergriff ihn mit fieberhafter Hast und eilte in seine Kabine, um ihn zu lesen.

Er lautete folgendermaßen:

Achtzehntes Kapitel.

„Mein lieber Sohn. Wir, das heißt, Deine Mutter und ich, haben geschaudert, als wir die Erzählung Deiner Abenteuer lasen, die im Augenblick die Runde durch alle Zeitungen macht. Gott sei Dank, daß Du sie gesund und mit heiler Haut überstanden hast! Durch ein Telegramm Deines Kommandanten an den Marineminister wurde die Sache zuerst bekannt, und Deine Mutter hat vierundzwanzig Stunden in Thränen verbracht. Glücklicherweise langte dann ein andres Telegramm an, das uns beruhigte.

„Ach, mein armer Junge, alles das ist nichts; in Deinem Alter vergißt man bald einige trübe und gefahrvolle Stunden, aber welch schmerzlich getäuschte Hoffnung sehe ich für Deine Jugend voraus, da ich Dein bei aller äußeren Gelassenheit leidenschaftliches Herz kenne. Du fragst mich, ob ich mich an Frau von Rennefort erinnere? Ich erinnere mich ihrer zu Deinem, wie unserm Unglück, leider nur zu gut, denn Du weißt wohl, daß Dein Kummer unser Kummer ist. Du wirst sogleich sehen, warum ich Dir nicht telegraphisch geantwortet habe.

„Frau von Rennefort ist in einem Irrenhause im schrecklichsten, unheilbaren Wahnsinn gestorben. Hast Du denn ihren Besuch bei mir und die Befürchtungen vergessen, die ich gegen Dich aussprach? Hast Du den Auftrag vergessen, den ich Dir wegen dieser Befürchtungen gab? Sie sind in entsetzlicher Weise zur Wahrheit geworden.

„Mein Sohn, laß mich ohne Umschweife zu Dir sprechen. So lange ich lebe, wirst Du nun und nimmer die Tochter einer Wahnsinnigen heiraten; nein, niemals, niemals! Vielleicht könntest Du einen Vater, der nicht Arzt wäre, erweichen oder täuschen, aber mich nicht. Nein, ich habe zu viel erlebt, ich habe zu entsetzlichen Scenen beigewohnt; mir gellt noch immer das furchtbare Geschrei in den Ohren, von dem man nicht weiß, ob es teuflisches Fluchen oder tierisches Geheul ist. Ich habe zu viel Väter gesehen, die mit Angst die geringste Zuckung eines rosigen Gesichtchens erspähten und mich durch einen Blick fragten: ‚Wird es auch wahnsinnig werden?‘ Aber, Du bist selbst Arzt, mein Freund; wir verstehen uns, nicht wahr? Du denkst nicht mehr daran? Du weißt, daß ich recht habe und daß die Sache unmöglich ist?

„Die arme Kleine! Ich errate aus Deiner Erzählung, daß man ihr nie gesagt hat, wie ihre Mutter gestorben ist. Gott verhüte, daß sie es durch uns erfahre. Bedenke, daß ich Dir ein professionelles Geheimnis verraten habe. . . . Was auch geschehen möge, bewahre es.

„Aber ich denke nur an Dich, mein Sohn, Dich beklage ich, denn ich sehe, wie sehr Du das Mädchen liebst, und ich muß gestehen, daß man sich um geringerer Ursachen willen verlieben könnte. Welch pikante Begegnung in Smyrna! Welch romantische Scenerie für die Episode, wo Eure Herzen sich fanden, Ihr armen Kinder! Auch sage ich Dir im voraus, daß ich ins gesunde Fleisch geschnitten habe. Du kennst das: man schreit ein wenig, man blutet mehr oder minder, und dann ist's vorbei. Dein Kommandant, dem ich mich, soweit ich es konnte, anvertraut habe, wird Dir das weitere mitteilen. Ich sage Dir nur: Sei ein Mann, und wenn Du mich hart findest, so verzeihe mir. Ich halte es für meine Pflicht, alles der Zukunft meines Geschlechts zu opfern; ich erfülle sie mit tief betrübter Seele, indem ich Deiner gedenke, aber ich werde sie bis zu Ende erfüllen."

Maurice hatte die letzten Zeilen dieses furchtbaren Briefes nur mechanisch gelesen. Er war niedergeschmettert. Seit vierzehn Tagen strengte er sich an, alle möglichen Einwendungen gegen seine Heirat mit Elenitza vorauszusehen, aber ach! auf die schreckliche Wahrheit, die sein Vater ihm mitteilte, auf dieses dreimal, gleich einem Todesurteil wiederholte „Niemals!" war er nicht gefaßt. Zuerst empörte er sich dagegen, denn er liebte mit aller Kraft eines jungen, redlichen Herzens. Ein Abgrund that sich zwischen ihm und seiner Liebe auf. Was that das! Er würde ihn mit geschlossenen Augen überspringen. Er wollte seinem Vater nicht gehorchen, wollte seinen Abschied nehmen, seinem Vaterlande und, wenn es sein mußte, auch seinem Erbe entsagen und sich in Smyrna als Arzt niederlassen.

Vielleicht würde Gott Mitleid mit ihm haben; die schreckliche Krankheit vererbt sich ja nicht immer unfehlbar. Und dann, wenn der Wahnsinn eines Tages wirklich bei der Tochter sich zeigte, wie er bei der Mutter ausgebrochen war, so würde er, Maurice, das schmerzliche Glück haben, sich für das arme Geschöpf aufopfern zu können. Er würde ihr Hüter sein; sie sollte keine Gewalt erfahren, nur Küsse

sollten sie bändigen, sie sollte keine andern Fesseln kennen, als die Arme ihres Gatten. So würde sie wenigstens, dank seiner Liebe, nie das Leben, das schrecklicher als Tod ist, in jenen furchtbaren Häusern kennen lernen, die er oft an der Seite gelehrter Professoren besucht hatte, um die verheerende Macht des Wahnsinns zu studieren.

Aber bald kehrte ihm die Erinnerung an jene schreckliche Reise von Paris nach Maisons-Lafitte zurück, wo er der Begleiter einer Mutter gewesen, die er immer in Begriff glaubte, sich auf ihr Kind zu stürzen, um es zu töten. Wie hatte er sie vergessen können. Und mit der Erinnerung kehrte ihm auch die damalige Angst zurück. Großer Gott! Jetzt handelte sich's um eine ganz andre Reise; es handelte sich um das ganze Leben. Und jetzt hörte er die Stimme, die ihm mit der zweifachen Autorität des Arztes und des Vaters ihr „Niemals! Niemals!“ zurief.

Also darum sah man Frau Harrisson seit zwei Wochen nicht mehr lachen? Darum betrachtete sie Elenitza und ihn schweigend und mit seltsamer Unruhe! Sicher erriet sie die Liebe, die dort in jenen Bergen erblüht war, und da sie die Vergangenheit kannte, sah sie den Kummer voraus, der diese jungen Herzen brechen würde. Auch sie wiederholte wahrscheinlich im stillen: „Niemals! Niemals!“

Durch die Luke seiner Kabine sah Maurice den Quai von Smyrna und auf diesem Quai ein ihm nur zu wohl bekanntes Haus. In diesem Hause dachte Elenitza seiner; sie erwartete ihn, und er mußte hingehen und ihr sagen: „Mein Vater will nicht.“ Und das Schrecklichste war, daß es ihm unmöglich war, ihr zu sagen, warum er nicht wollte. . . .

Da klopfte die Ordonnanz an seine Thür. Der Kommandant ließ ihn „in Dienstangelegenheiten“ rufen. Der junge Doktor faßte sich bei dieser plötzlichen Mahnung an seine Pflicht, brachte seine Uniform in Ordnung und folgte dem Rufe seines Vorgesetzten. Dieser sagte ihm sogleich, ohne ihn zum Niedersitzen aufzufordern, mit einem geschäftsmäßigen Ton, der ganz gegen seine Art war: „Herr Stabsarzt, ich bin beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie an Bord des ‚Tilsit‘ versetzt sind, und daß Ihnen aus dringenden Gründen der Befehl erteilt wird, unverzüglich Ihr neues Schiff in Cochinchina einzuholen. Sie werden also noch heute mit dem Postschiff abreisen, das nach Aegypten abgeht. Uebermorgen sind Sie in Port-Said; dort warten Sie ungefähr

vierundzwanzig Stunden auf das Schiff, das Sie nach China führt. So weit der Befehl des Ministers. Nun treffen Sie Ihre Vorbereitungen."

Maurice schaute seinen Vorgesetzten in halber Betäubung an. Diese unerwartete Nachricht schmetterte ihn vollends zu Boden, aber besonders erstaunte ihn der eisige Ton des Kommandanten, denn dieser, ein schon reifer Familienvater und gutherziger Mann, hatte ihn stets mit fast väterlicher Herzlichkeit behandelt. Als hätte er diesen trostlosen Eindruck erraten, fuhr jetzt der Seemann in seinem gewöhnlichen wohlwollenden Tone fort: „Jetzt setzen Sie sich, lieber Freund, und lassen Sie uns als Kameraden miteinander plaudern. Ich weiß, warum es sich handelt, da Ihr Vater mir die Ehre erzeigt hat, mir ausführlich zu schreiben und mir nichts zu verbergen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihnen der Doktor Villeféron den größten Dienst erweist, den er Ihnen erweisen konnte, als er Sie in die Notwendigkeit versetzte, abzureisen."

„Das ist unmöglich. Geben Sie mir ein Blatt Papier; ich werde augenblicklich um meine Entlassung bitten."

„Und was dann? Sie lieben ein junges Mädchen, aber ein Hindernis, das mir unbekannt ist, das sie selbst, wie es scheint, nicht kennt, und das Sie ihr nicht offenbaren können, macht diese Heirat unmöglich. Das hat mir Ihr Vater mitgeteilt, und erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es sehr triftige Gründe sein müssen, die einen solchen Mann veranlassen, seine väterliche Gewalt in dieser Weise geltend zu machen. Was könnte Ihre Entlassung an dieser Sachlage ändern?"

„Ich würde Fräulein von Rennefort heiraten, denn Sie wissen ohne Zweifel, daß von ihr die Rede ist?"

„Ja, aber ich weiß auch, daß Ihnen Ihr Vater seine Thür verschließen würde, wenn Sie diesen unüberlegten Streich machten. Können Sie mich versichern, daß Fräulein von Rennefort und ihr Vormund auf eine solche Heirat eingehen würden?"

„Wir haben uns, fast angesichts des Todes, miteinander verlobt; der Tod selbst würde uns nicht hindern, unser Versprechen zu halten."

„Gut, meinetwegen; aber Sie haben sich nicht anheischig gemacht, Ihr Versprechen zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erfüllen. In unsrem Berufe haben mehr Leute als Sie ihre Bräute warten lassen. Folgen Sie mir, suchen

BIBLIOTHECA REGIA

Sie Zeit zu gewinnen; geben Sie Ihrem Vater diesen Beweis Ihrer Folgsamkeit, Sie werden glücklich sein, so gehandelt zu haben, was auch später geschehen möge. Uebrigens glaube ich auch, daß kindliche Ehrerbietung Glück bringt. Wohlan! Nicht wahr, Sie reisen?"

„Auf keinen Fall, ehe ich Miß Elenitza gesprochen habe."

„Das ist eine Thorheit, an der ich Sie verhindern sollte. Aber ich bin auch einmal jung gewesen, ich weiß, daß Sie ans Land schwimmen würden, wenn es nötig wäre. So gehen Sie denn, aber kommen Sie bald zurück und seien Sie heute abend an Bord des ‚Tigers'. Wenn Sie anders handelten, so wäre das eine ernste Sache, die uns, Sie und mich, entzweien würde. Ueberdies ist Cochinchina nicht außerhalb der Welt, mein junger Freund, und die Zeit bringt mancherlei in Ordnung."

Zwanzig Minuten später langte Maurice vor dem Harrissonschen Hause an. Ohne Zweifel waren bestimmte Befehle erteilt worden, denn Maurice wurde, anstatt in den Salon, ins Arbeitskabinett des Bankiers geführt, wo er den Schotten kaltblütiger als je an seinem Schreibtisch fand. Der Doktor empfand es im stillen als eine Erleichterung, daß er Elenitza nicht sogleich gegenübertreten mußte, denn trotz aller Anstrengung war es ihm noch nicht gelungen, die ersten Worte für das zu finden, was er ihr sagen mußte. Was den Onkel betraf, so brauchte er gar nicht erst zu sprechen.

„Herr Villeféron," begann Harrisson sogleich, „ich erwartete, daß Sie mich mit Ihrem Besuch beehren würden. Ich habe Ihnen zweierlei mitzuteilen. Zuerst, daß ich heute früh von Ihrem Herrn Vater eine Anweisung erhalten habe, die mich für die Summe decken soll, die ich Ihrem Wunsche gemäß ihm auf Rechnung geschrieben hatte. Die zweite Nachricht ist sehr verschiedener Natur. Der Doktor schreibt mir, daß Sie seine Meinung über Ihre, für uns sehr ehrenvolle Absicht, um meine Nichte und Mündel anzuhalten, eingeholt haben. Ich kann es nur billigen, daß Sie sich zuerst an den wandten, dem natürlich das erste Recht auf Ihr Vertrauen zusteht; wenn Sie mir indes Ihre Absicht eröffnet hätten, so würde ich Sie aufrichtig von gewissen Umständen in Kenntnis gesetzt haben, die Sie nicht kennen, wie sie jedermann, und vor allem Elenitza selbst, unbekannt sind."

Maurice wollte etwas erwidern, aber Harrisson hielt

ihn durch eine Handbewegung davon zurück. Der Mann sprach nicht oft; wenn er aber einmal anfing, so war die Sache ernst. Mit demselben sichern und gemessenen Ton fuhr er fort: „Ihr Vater, den sein Beruf vor Jahren in nahe Beziehungen zu der Familie Rennefort brachte, macht nur eine sehr diskrete Anspielung auf jene Umstände, aber er erklärt mir, daß sie in seinen Augen die von Ihnen geplante Heirat für immer unmöglich machen. Das ist klar und deutlich gesprochen; ich liebe Klarheit in allen Verhältnissen. Auch bin ich Ihrem Vater sehr für die Vorsicht verbunden, die er beweist, indem er Sie eine so lange Reise unternehmen läßt."

Maurice fiel von einem Erstaunen ins andre. Das Phlegma dieses Schotten, der es gleich natürlich fand, daß man ihm sein Geld zurückgab und seine Nichte zurückwies, brachte ihn endlich durch das Gesetz der Gegensätze außer Fassung.

„Aber," rief er, „angenommen, daß ich wirklich abreise, was noch gar nicht gewiß ist, so werden Sie es doch billigen, daß ich zuvor noch eine Unterredung mit Miß Elenitza habe."

„Nein, gewiß nicht, Herr Villeféron. Sie könnten nur zweierlei thun: entweder, Sie sagen meiner Nichte die Wahrheit, und das wäre — so wie die Sachen stehen — eine voreilige Maßregel, oder Sie sagen sie ihr nicht, und in diesem Falle wüßte ich nicht, was Sie ihr überhaupt sagen könnten. Solange ich ihr Vormund bin, wird sie niemals einen Mann heiraten, dessen Familie nicht alles erfahren und gebilligt hat."

„Ich muß Ihnen jedoch sagen, daß wir, Ihre Nichte und ich, uns verlobt haben; ich habe also das Recht . . ."

„Zum Kuckuck, mein Herr! Ich war, so wie Sie mich hier sehen, zweimal verlobt, bevor Miß Barkshire Mistreß Harrisson wurde. Uebrigens ist Ihre Verlobung auch ungültig, da Ihnen die betreffenden Verhältnisse unbekannt waren."

„Aber, wenn ich mich weigere, abzureisen?"

„So würden Sie nicht wie ein echter Gentleman handeln, und in diesem Falle würde meine Nichte abreisen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort."

„Wenigstens werden Sie mir erlauben, meiner Braut zu schreiben, denn sie ist meine Braut, Herr Harrisson."

„Einen einzigen Brief, und nur um ihr zu sagen, daß die Pflichten Ihres Berufs Sie in die Ferne führen. Sollte

übrigens Ihr Vater je andrer Meinung werden, so ist meine Nichte die Ihre."

„Aber was wird sie von mir denken?"

„Was ich ihr selbst sagen werde, da ich ihr nicht mehr sagen kann, nämlich: daß es in der ganzen Welt keinen achtungswerteren Mann gibt. Seien Sie überzeugt, daß ich es ihr bei jeder vorkommenden Gelegenheit wiederholen werde. Was das weitere betrifft, so ist das Ihre Sache."

Ach! Das weitere sah einer Unmöglichkeit sehr ähnlich. Kurz, alles traf zusammen, um Maurice zu zeigen, daß es nur einen Ausweg für ihn gebe, den, seinen Vater zu erweichen, und der Anfang dazu sei, daß er gehorchen und abreisen müsse. Er erhob sich, reichte dem Schotten die Hand und sagte: „Herr Harrisson, noch vor abend werde ich nach China unterwegs sein. Sie werden ohne Mühe begreifen, daß ich nicht nötig hätte, so weit fortzugehen, wenn ich einen Wunsch aufgäbe, der, wie ich hoffe, sich bald erfüllen soll. Noch einmal frage ich Sie, kann ich nicht das schmerzliche Glück haben, Abschied zu nehmen?"

„Nein," erwiderte Harrison. „Dringen Sie nicht in mich, wenn ich einmal etwas gesagt habe, so bleibt es dabei."

„Dann merken Sie auf meine Worte, Herr Harrisson. Ich versichre Ihnen bei meiner Ehre, entweder ich sterbe als der Gatte Ihrer Nichte, oder ich sterbe als Junggesell. Wollen Sie ihr bezeugen, daß Sie das von mir gehört haben?"

Harrisson streckte die Lippe vor, schloß die Augen und zupfte an seinen langhaarigen Brauen, was bei ihm das Zeichen ernsten Nachdenkens war, dann antwortete er: „Ich werde es ihr sagen, Herr Villeféron, denn nach dem, wie ich Sie habe kennen lernen, halte ich Sie vieler Dinge für fähig. Nur vergessen Sie nicht, was wir ausgemacht haben: nur einen Brief und dann Schweigen ... außer wenn es etwas Neues zu berichten gibt."

Neunzehntes Kapitel.

Als der Doktor wieder an Bord kam, zog er seine Uhr und bemerkte, daß ihm nur noch drei Stunden blieben, um seine Vorbereitungen zu treffen. Zuerst begab er sich zum Kommandanten, um ihm seinen Entschluß mitzuteilen.

„Bravo!“ rief der Offizier. „Das nenne ich einen wackeren Mann, einen echten Seemann! Es wäre jammerschade, wenn Sie sich mit Ihrem Vater nicht über die Sache verständigen könnten. Sie schlagen den besten Weg dazu ein, aber, bei Gott, ich fürchtete, wenn Sie das junge Mädchen gesehen hätten . . .“

„Ich habe sie nicht gesehen,“ sagte Maurice. „Gratulieren Sie mir nicht zu meinem Mut, Gott gebe, daß er bis zu Ende standhält.“

Er begab sich nun in seine Kabine und schloß sich ein, um an Fräulein von Rennefort zu schreiben. Sein Brief war kurz und schloß mit folgenden Worten: „Ich habe Ihnen auf dem Tahtali mein Leben geweiht. Denken Sie meines Gelöbnisses, wenn Sie den lieben Berg anschauen. Der Ihrige, oder keines Weibes, und, so Gott will, auf baldiges Wiedersehen.“

Dann traf er, in einer geistigen Aufregung, die durch das, was man das Opferfieber nennen könnte, verursacht war, die Vorbereitungen zu seiner Abreise. Er überdachte schon bei sich, was er seinem Vater schreiben wolle; er sah den alten Doktor durch diesen Beweis kindlicher Ehrerbietung in tiefster Seele gerührt, unfähig, länger gegen seine Liebe anzukämpfen. Er sah sich selbst aufs neue auf dieser Reede anlangen, in einem Boot landen und an die Thür des teuren Hauses klopfen, dessen rotes Dach er dort erblickte: „Hier bin ich, ich komme, dich zu holen, meine Helene, meine Braut, mein Weib!“ flüsterte er.

Unterdessen hatten sich die Koffer mit seinen Büchern, seinen Kleidern, Instrumenten, Arzneiflaschen und Reiseerinnerungen gefüllt. Als er im Begriff war, den letzten Koffer zu schließen, schlug er sich mit einem erstickten Wehlaut vor die Stirn und eilte in die Krankenkajüte um dort den Strauß Amberiablüten zu holen, der noch an derselben Stelle hing, wo Elenitza ihn zurückgelassen hatte. Als er die armen gelben, noch immer duftenden Blümchen in seinen Händen hielt und sich ganz allein sah, drückte er sie an seine Lippen. . . .

Niemand sieht dich, du armer, soeben noch so mutiger Held; du bist nicht der erste, der plötzlich, fast durch ein Nichts bewegt, beim Anblick eines leeren Stuhls, beim Klang eines Liedes in der Ferne, besonders aber, wenn unvermutet und hinterlistig ein leiser Duft ihn traf, sein erzgepanzertes Herz in heißen Tropfen schmelzen fühlte.

Verräterisch und leise ist der Stachel unter den Panzer deines sich willkürlich verhärtenden Herzens gedrungen, und du bist besiegt. Noch einmal fühlen die verwelkten Blumen sich vom Thau benetzt, von jenen bittern, heißen Tropfen, die im Geheimen aus zwei brennenden Augen stürzen.... Und nun sei wieder ein Mann und wappne dich aufs neue, aber bewahre sorgfältig den kleinen, feuchten Strauß. Nimm ihn mit dir über das weite, unbegrenzte Weltmeer, vielleicht zum treuen Zeugen eines hoffnungslosen Schmerzes, vielleicht.... Wer kann wissen, was im Schoße der Zukunft ruht?

Das Boot, welches Maurice trug, und die mit seinem Gepäck beladene Jolle, legten am „Tiger" an, und fast unmittelbar darauf knarrten die Winden, die den schweren Anker aus dem Grunde zogen. Die Schraube des Dampfers drehte sich und nach und nach schienen die Häuser Smyrnas in den Augen der Passagiere, die am Plattbord lehnten, immer kleiner zu werden. Maurice Villeféron befand sich nicht unter ihnen; er hatte sich in seine Kabine eingeschlossen und lag regungslos auf seinem Bett, das Gesicht in den schmalen Kissen vergraben.

In Port-Said schiffte er sich auf dem „Oxus" ein, nachdem er auf dem Postbüreau des „Tiger" einen an seinen Vater adressierten Brief zurückgelassen hatte. Er lautete:

„Ich habe Dir gehorcht, nicht weil ich Dich mehr liebe als sie, sondern weil Ihr mir beide teuer seid. Ich mag Deine Liebe nicht missen, aber ich könnte ohne Elenitza nicht leben, ich muß sie besitzen. Wenn Du sie kenntest! Wenn ich Dir sage, daß die Gewißheit, sie werde einst wahnsinnig werden, mich dazu bringen würde, sie morgen, aller Welt zum Trotz, zu heiraten! Denn als Kranke bedürfte sie vor allem meiner Liebe."

„Großer Gott!" rief Madame Villeféron, als sie diesen Brief las, „er ist toll geworden!"

Acht Tage später hatte die Tollheit — dank der gefährlichen Träumereien einer Seereise — Fortschritte gemacht.

„Wenn Du sie kenntest," wiederholte Maurice, „müßten Deine Besorgnisse schwinden. Ich sage Dir nichts von ihrem Herzen, aber ich sage Dir, sie hat den gesundesten, gebildetsten, schärfsten Verstand. Sie ist die Vernunft selbst, man könnte ebenso gut an der Festigkeit der ägyptischen Pyra-

miden, als an dieser Vernunft zweifeln. Was fürchtest Du übrigens? Ich habe den verhängnisvollen, den entsetzlichen Brief nochmals gelesen! ... Nun wohl, wir werden wie Geschwister miteinander leben; ich werde sie in andrer Weise, aber zärtlicher lieben, als je ein Mann sein Weib geliebt hat. Wenn wir unglücklich sein müssen, so werden wir wenigstens keine Unglücklichen zurücklassen."

Ach! Einige Monate später war die Begeisterung des armen Verliebten geschwunden. Er schrieb aus Saïgun:

„Ich habe meinen Dienst an Bord des ‚Tilsit‘ angetreten, wo mich die Kranken mit Ungeduld erwarteten. Die, welche hier von Krankheit befallen werden, stehen nicht mehr auf; man hat einen neuen Friedhof eingeweiht, und doch war der erste von ansehnlicher Größe, aber die Spitäler schicken gar so viele an den traurigen Ort. Als ich gestern die Leiche eines Kameraden begleitete, hatte ich Lust, meinen Platz neben ihm zu belegen, denn ich bin verurteilt, in Saïgun zu sterben, da ich geschworen habe, es nicht eher zu verlassen, bis ich ein Wort von Dir erhalten habe, das Du mir noch immer verweigerst."

Er verließ Saïgun trotz alledem lebend, aber mit einer jener schleichenden Krankheiten behaftet, für die nur in der heimatlichen Luft Heilung zu finden ist. Man trug ihn völlig erschöpft auf das Schiff, das ihn nach Frankreich bringen sollte, und der Stabsarzt hatte gesagt: „Hütet euch vor dem Roten Meer!" Aber diese Beute entging dem Roten Meer, denn noch ehe Maurice in Bab el Mandeb anlangte, hatten ihn die belebenden Winde des Indischen Oceans gerettet.

Nach einem sechsmonatlichen Urlaub war er genesen und hatte den sehnlichsten Wunsch, die Heimat wieder zu verlassen.

Eines Abends sprachen Vater und Sohn in der Rue de Londres in demselben Kabinett miteinander, wo vor fünfzehn Jahren die kleine Helene von Rennefort mit ihrer Mutter gewesen war, ohne zu ahnen, daß sie dem Vorspiel eines Familiendramas beiwohnte.

Der alte Doktor hatte noch einmal sein „nie und nimmer" wiederholt.

„Also nichts hilft?" sagte der alte Mann mutlos. „Alles, was wir, deine Mutter und ich, dir sagen, ist in den Wind gesprochen? Unsre Vernunftgründe, unsre Bitten,

unsre Thränen wirken nicht mehr, als ein Pflaster auf ein hölzernes Bein?"

„Ach, Vater, das hölzerne Bein ist gerade das, was fehlt. Du hast ins gesunde Fleisch geschnitten ... und es blutet noch immer."

„Ich hätte nimmer geglaubt, daß ein ernster, intelligenter Mensch, der Arbeit und Wissenschaft liebt, sich bis zu diesem Grade von ... einem Gefühl beherrschen lassen könnte."

„Also fühlen — nach deiner Meinung — die Dummköpfe, die Ungebildeten und Müßiggänger mehr als andre Leute?"

„Kurz und gut, was gewinnst du dadurch, daß du Paris verläßt und nochmals in die weite Welt gehst?"

„Versuche doch einen von Zahnweh geplagten Menschen zu überzeugen, daß er nichts dadurch gewinnt, wenn er in der Stube auf und ab läuft, und besser thäte, zu schlafen."

„Nun, so geh meinetwegen; geh wieder zur See, handle nach deinem Kopf. Wenn du wieder kommen wirst, findest du das Haus verkauft, die Praxis verschwunden, und den Vater Villeféron tot oder auf dem Lande lebend. Und das alles wegen eines Fräuleins, das vielleicht zu dieser Stunde schon vermählt ist."

„O, Vater, bitte Gott, daß sie es nicht ist; ich glaube, ich könnte dich dann nicht mehr lieb haben."

„Bah! Du betrügst dich selbst mit dem großen Schmerz um ihren Verlust. Wärest du bis zu diesem Grade verliebt gewesen, so hättest du Smyrna nicht verlassen."

„Du hast ein sehr schlechtes Gedächtnis, lieber Vater, aber ich habe deinen Brief aufbewahrt."

„In jedem Fall hättest du Mittel gefunden, Nachricht von ihr zu erhalten."

„Herr Harrisson hatte mein Wort, daß ich seiner Mündel nicht schreiben würde."

„Du wärst eine solche Verpflichtung nicht eingegangen."

„Du kennst Herrn Harrisson nicht. Er ist der biederste, rechtlichste Mann von der Welt, aber auch der unbeugsamste. ... Er hätte unsern Briefwechsel unterschlagen."

„Hol' ihn der Teufel mit seiner Rechtlichkeit! Ich verhehle dir nicht, daß mich die sechsundvierzigtausend Franken immer noch verdrießen, die er taktloserweise angenommen hat, denn schließlich, ohne seine Nichte ..."

„O, lieber Vater! So ist es denn wahr, daß jeder Mensch

Stunden hat, wo er ungerecht wird? Siehst du, es ist entschieden besser, daß ich fortgehe."

Der alte Doktor erhob sich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er fühlte sich zu gleicher Zeit im dynastischen Stolz des berühmten Arztes, in seiner Vaterliebe und in der gewaltthätigen Seite seiner energischen und herrischen Natur verletzt; aber er kämpfte mit einer ihm an Zähigkeit gleichen Natur. Nach einigen Augenblicken sagte er mit einer unwillkürlichen Ironie: „Auf jeden Fall hast du deinen neuen Posten sonderbar gewählt."

„Warum? Weil mein Schiff in Konstantinopel liegt? Fürchte nichts. Es ist ein weiter Weg vom Goldnen Horn nach Smyrna, und ich schwöre dir, daß ich keine Lust habe, ihn zu machen. Was sollte ich dort thun? Uebrigens habe ich mir gar nichts gewählt. Man hat mir einen der gesuchtesten Posten angeboten, die Stelle des Arztes auf dem Aviso, der unserm Gesandten in der Türkei zur Verfügung steht. Ich wäre ein Narr gewesen, wenn ich ein solches Anerbieten zurückgewiesen hätte."

„Mein lieber Junge, das Anerbieten hat nichts Verlockendes für einen Menschen, der sich nur in einen Lehnstuhl niederzulassen braucht, um eine Praxis zu erwerben, die eine der schönsten von Paris ist. Aber ich habe dir meine Meinung gesagt. Wenn es gälte, dem Orient den Rücken zu kehren, würdest du nicht so großen Eifer zeigen. Nun, ich habe meine Pflicht gethan. Das weitere überlasse ich Gott!"

Zwanzigstes Kapitel.

Am Abend des 23. Juni 188 . bot der Bosporus einen Anblick dar, der denen, die ihn genossen haben, unvergeßlich bleiben wird.

Zu den gewöhnlichen Lustbarkeiten des Sankt Johannistages, der jedes Jahr in Therapia festlich begangen wird, hatte sich ausnahmsweise ein prächtiges Nachtfest gesellt, das die europäische Kolonie, die sich in dieser reizenden Vorstadt Konstantinopels in der Sommerfrische befand, zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltet hatte. Auf den Höhen flammten, wie jedes Jahr, ungeheure Holzstöße, denn die

Sankt Johannisfeuer sind bis vor den Thoren der türkischen Hauptstadt gebräuchlich; aber die Illumination beschränkte sich an jenem Abend nicht bloß auf die Gebäude, die sich die Hügelreihe hinanziehen, von den Sommerresidenzen der Gesandten an, die das Meer bespült, bis zu den Villen, die sich höher hinauf in dichtem Gebüsch bergen; sie wiederholte sich auch auf dem Wasser durch Tausende venetianischer Laternen, mit denen die Schiffe geschmückt waren. Bis zu einer Entfernung von einem Kilometer schimmerte und leuchtete es von buntfarbigen Lichtern. Es blitzte und funkelte rings umher, und das dunkelblaue Firmament erschien, trotz seiner Pracht, nur spärlich erhellt. Jede Sekunde schoß eine Rakete empor, aus der eine Garbe von Sternen sprühte, und wenn ihr Glanz erloschen war, zeigte die dunkle Himmelswölbung aufs neue ihre schimmernden Sternbilder, als seien jene leuchtenden Geschosse dort haften geblieben.

Auf dem durch einen leichten Wellenschlag kaum bewegten Bosporus fuhr eine große, flache Barke hin und her, die in ein schwimmendes Orchester mit Piano, Musikinstrumenten, Chören und Solisten umgewandelt war. Dort ließen elegante Frauen und schöne junge Mädchen, zwischen Blumen und Kerzen, gleich wie in einem luxuriös ausgestatteten Salon, ihre Stimmen hören, während die Ruderer langsam und leise die Barke fortbewegten. Das Fahrzeug schwamm bis nach Buyukdere aufwärts, vor jedem Gesandtschaftspalais verweilend, um ein Konzert zu geben, das von den an den marmornen Geländern lehnenden Zuhörern enthusiastisch beklatscht wurde. Dann fuhr es wieder zurück, und hielt unter den flaggengeschmückten Rahen jedes Stationsschiffes an, wo die jungen Marineoffiziere sich über Bord beugten und die schönen Virtuosinnen mit duftenden Blumen überschütteten.

Rings um die Barke ward das Meer durch die dichtgedrängte Menge der dunkeln Kaiks (türkische Boote), die sie umschwärmten, wie in unsern Flüssen ein Zug Gründlinge einen größern Fisch begleitet, vollständig dem Blick entzogen. Die kecke Flottille geruhte kaum dem scharfen Vordersteven der kleinen Dampfboote auszuweichen, deren große rote Laternen jeden Augenblick den kleinen Schwarm bedrohten. Schon seit drei Stunden hatten die Glocken aller Schiffe die „große Wacht“ geläutet, und noch immer war das Fest im Gang, als ob diese leuchtende, prächtige Nacht ewig währen sollte.

Auf einem französischen Aviso zweiter Klasse, dem „Petrel“, war der Abend fröhlich gefeiert worden. Sieben oder acht Damen der besten Gesellschaft von Pera waren dort in Begleitung ihrer Väter oder Gatten versammelt, und die Offiziere an Bord machten mit ihrer gewöhnlichen Galanterie die Wirte. Man hatte geplaudert, die Illumination betrachtet und den Konzerten zugehört. Jetzt spielte ein für diese Veranlassung gemietetes Musikkorps eine Quadrille, und auf dem Verdeck, das von Sauberkeit blinkte, tanzten einige Paare mit Lust und Liebe.

„Sie tanzen nicht, gnädiges Fräulein?“ fragte der Kommandant ein junges Mädchen mit schwarzen Augen und blasser Gesichtsfarbe, das auffallend schön war, aber müde und leidend zu sein schien.

Sie schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf und blieb, das ausdrucksvolle Haupt müde aufgestützt, lässig in dem großen Lehnstuhl von Rohrgeflecht liegen.

„Ich tanze nicht mehr,“ fügte sie dann hinzu, um das Schweigen zu brechen, denn trotz seiner grauen Haare betrachtete sie der Seemann, der sie übrigens zum erstenmal sah, mit unverhohlener Bewunderung, die sie fast in Verlegenheit setzte.

„Sie haben dem Tanz beizeiten entsagt,“ erwiderte er lachend. „Das ist sehr schlimm für meine Offiziere, aber desto besser für mich; denn mir geht es wie Ihnen: ich tanze auch nicht mehr. Ich hoffe jedoch, daß Sie noch plaudern.“

„Nicht viel; meine Tante, Frau Alexaki, behauptet, daß man mir die Worte abkaufen müsse. Sie kennen meine Tante schon seit langer Zeit, nicht wahr?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu verschweigen, seit wie lange. Unsre Bekanntschaft datiert von damals, wo ich als Fähnrich zur See im Piräus auf Station lag. Ihre Frau Tante war zu jener Zeit erst kurz verheiratet und eine der schönsten und gebildetsten Damen Athens. Ich war ein leidenschaftlicher Reiter und Liebhaber antiker Architektur. Ich glaube, daß es in ganz Attika keine einzige Ruine gibt, die ich nicht mit ihrer Tante und deren Mann durchforscht habe, und wir waren sogar mehr als einmal dabei in Gefahr, von Räubern entführt zu werden. Zu jener Zeit war die Rasse noch nicht ausgestorben.“

Die bleichen Wangen des jungen Mädchens erröteten unmerklich.

„O!“ sagte sie, „die Rasse ist noch immer vorhanden, wenigstens in gewissen Provinzen.“

„Das brauchen Sie mir nicht zu versichern. Man hat mir kürzlich einen jungen Arzt aus Paris zugeschickt, der in Kleinasien ihre Bekanntschaft gemacht hat. Sie haben ihn mehrere Tage im Gebirge gefangen gehalten und ihn, bei Gott! nur gegen eine schöne Summe freigegeben.“

Sie hatte sich plötzlich in ihrem Lehnstuhl aufgerichtet, aber erst nach einer Weile fragte sie: „Wie heißt er?“

„Villeféron. Es ist ein liebenswürdiger Mensch, den ich Ihnen gern vorgestellt hätte; aber er bringt seinen Abend am Lande zu.“

Die Nichte Frau Alexakis schien die Abwesenheit des ehemaligen Kostgängers von Yani & Cie. nicht besonders zu bedauern. Sie hatte ihre nachlässige Haltung wieder angenommen und die Augen geschlossen, hätte man sie aber genauer betrachtet, so würde man bemerkt haben, daß ein leises Zittern ihren Körper durchlief.

„Sie scheinen ermüdet zu sein,“ sagte der Kommandant, „und ich fürchte, daß mein Geschwätz Sie nicht sonderlich unterhält. Was könnte ich ersinnen, um Sie zu zerstreuen? Ich und meine Leute stehen Ihnen zu Diensten.“

Das junge Mädchen schien aus einem Traume zu erwachen, und es war unschwer zu bemerken, daß sie Bedenken trug, ihren Wunsch auszusprechen.

„Ich habe große Lust, Sie beim Wort zu nehmen,“ sagte sie endlich. „Wenn ich nicht fürchtete, für ein verzogenes Kind und für eine Närrin gehalten zu werden ...“

„Mein Gott, es handelt sich also um etwas ganz Außerordentliches?“ fragte der Offizier lächelnd.

„Um diese Stunde auf jeden Fall um etwas sehr Sonderbares. Ich möchte ... ich möchte das Schiff besichtigen.“

Der Kommandant, der sehr ernst geworden war, zupfte ein paarmal an seinem linken Backenbart.

„In der That,“ erwiderte er, „um diese Zeit ...“

Aber er sah auf den Zügen der schönen Neugierigen einen Ausdruck so schmerzlicher Enttäuschung, daß er sofort hinzufügte: „Nur zwei Minuten Geduld, mein Fräulein, und Ihr Wille soll geschehen.“

Damit gab er der Ordonnanz einen Wink, worauf diese, die Mütze in der Faust, herbeieilte.

„Man soll unter Deck alles erleuchten und mir melden, wenn es in Ordnung ist.“

Das junge Mädchen hatte sich schon erhoben und erschien wie umgewandelt. Die Erwartung, die Angst und eine unerklärliche Rührung ließen sie nicht ruhig an einer Stelle bleiben. Der Kommandant seinerseits war sichtlich sehr erstaunt, aber besonders sehr beunruhigt. Es war die Besorgnis einer großen Kokette, die von einem unerwarten Besuche überrascht, nicht Zeit gehabt hat, einen Blick in den Spiegel zu werfen.

„Sie ahnen nicht, was Sie von mir verlangen," sagte er. „Ein Kriegsschiff nachts elf Uhr zu besichtigen! Und noch dazu an einem Festtage, wo die Hälfte der Mannschaft seit Mittag auf Urlaub ist. Gott weiß, was wir entdecken werden!"

Fast im selben Augenblick trat ein Steuermannsmaat hinzu, der in einer Hand eine brennende Laterne, in der andern einen Bund messingner Schlüssel trug, und meldete in der kurzen Art des Seemanns: „Es ist alles bereit"

Der Kommandant bot dem jungen Mädchen den Arm und verschwand mit ihr, ohne daß jemand sich um sie kümmerte, auf der Treppe mit den messinggeränderten Stufen. Der Mann ging ihnen langsam voran, seine Laterne bald neigend, um den Vorsprung einer Luke zu beleuchten, bald sie erhebend, um die Deckbalken zu zeigen, die die kaum genügende Höhe der Decke noch hinterlistig verringerten. „Heben Sie die Füße; bücken Sie sich," wiederholte er unaufhörlich, mit der gleichgültigen Miene eines Schülers, der eine Aufgabe hersagt. Jeden Augenblick strömte den Besuchern ein andrer Geruch entgegen: In der Küche roch es nach Schmalz, in der Vorratskammer nach frischem Brot, Käse und Wein; die Maschinenkammer zeichnete sich durch den Geruch von geronnenem Oel, Mennige und Steinkohlenteer sowie durch die scharfe Ausdünstung der gelöschten Feuerung aus. Das Ganze aber wurde durch den ranzigen, faden Geruch des Bleiweißanstrichs beherrscht, der durch die Matrosen fortwährend erneuert und dann so lange mit der Handfläche „poliert" wird, bis er an Glanz dem besten Lack gleichkommt.

„Das ist die Krankenkajüte," sagte der Kommandant, indem er vor einer Thür stehen blieb und Miene machte, umzukehren.

Da fühlte er, wie sich der Arm seiner Begleiterin, die sich bis jetzt folgsam von ihm hatte leiten lassen, während sie etwas zerstreut seinen Erklärungen zuhörte, schwer auf den seinen stützte.

„Werden wir nicht hineingehen?“ fragte sie mit plötzlichem Interesse.

„Es liegt kein Hindernis vor,“ antwortete der Offizier; „alle Betten sind leer, aber es ist nichts Besonderes daran zu sehen.“

Das Spital en miniature war ebenso peinlich sauber gehalten, wie alles übrige. Die sechs schmalen Betten waren blendend weiß, und die Messinggefäße blitzten wie Gold im Schein der Laterne, die an der Decke hing und, wie zu einer allgemeinen Inspektion, angezündet war. Das junge Mädchen war auf der Schwelle stehen geblieben; sie war noch bleicher als gewöhnlich und hatte die Augen geschlossen, als fürchte sie sich vor dem, was sie erblicken werde.

„Fürchten Sie nichts,“ beruhigte sie ihr Führer mit sanfter Stimme. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir keine Kranken haben, Sie können ohne Scheu eintreten.“

Sie schien ihren Mut zusammenzuraffen und trat, die Hand aufs Herz pressend, ein; plötzlich seufzte sie tief auf, ihre Arme sanken schlaff herab, und atemlos ließ sie sich auf einen Stuhl nieder.

„Man mag machen, was man will,“ sagte der Kommandant, der sich über den Grund ihres Unwohlseins täuschte, „der Geruch der Medikamente läßt sich nicht ganz vertreiben. Warum auch sind die Luken bei diesem schönen Wetter geschlossen? Maat, rufen Sie den Krankenwärter.“

Der Matrose entfernte sich, und der Offizier, der angelegentlich beschäftigt war, die Schraube einer Luke aufzudrehen, sah nicht, wie seine Begleiterin sich plötzlich neu gekräftigt erhob, an die Wand trat und einen Strauß gelber, trockener Blumen ergriff, der am Fuße des messingnen Kruzifixes hing. Eine Sekunde später war er in dem hübschen Versteck verschwunden, das Ludwig XIII. so sehr fürchtete; der arme König, der mehr verhöhnt wurde, weil er die Frauen nicht liebte, als seine zwei Nachfolger getadelt worden sind, weil sie ihnen zu hold waren. Lieber Gott, wie schwer ist's doch, es allen Leuten recht zu machen!

Als der Kommandant, nachdem er seine Luke geöffnet hatte, zu der schönen Leidenden zurückkehren wollte, sah er sie lächelnd und mit strahlenden Augen neben sich stehen und energisch die frische Brise des Bosporus einatmen, die auf ihren Schwingen die letzten Laute des zu Ende gehenden Festes hertrug. Da er ihr, als er sie so erholt sah, vorschlug, die begonnene Besichtigung des Schiffes fort-

zusetzen, dankte sie ihm freundlich und erklärte, daß sie zu ihrer Tante zurückzukehren und sobald als möglich das Schiff verlassen möchte. Der Offizier fügte sich als galanter Mann ihren Wünschen, ohne ein Wort zu erwidern oder eine Bemerkung zu machen; kaum eine Gebärde entschlüpfte ihm, die vielleicht ein Dankgebet zum Gott der Junggesellen war, dem er Treue bewahrt hatte.

Der Aufbruch der Frau Alexaki und ihrer Nichte, der fast unmittelbar darauf erfolgte, gab das Zeichen zum allgemeinen Rückzug. Alle Gäste stiegen gemeinsam in das Boot hinab, das der Kommandant selbst ans Land führen wollte. Vergebens machten einige junge Leute den kühnen Vorschlag, die Wasserfahrt bis zum Erscheinen der Morgenröte fortzusetzen; mehrere Damen reifen Alters, die sich durch eine reichliche Mahlzeit etwas beengt fühlten, protestierten dagegen, indem sie im stillen dachten, daß es zu den Vorrechten der rosenfingerigen Göttin gehört, kein Korsett zu tragen. Auch der Kommandant nötigte nicht mehr dazu, als es die Höflichkeit erheischte, denn er hatte das Alter hinter sich, wo man von poetischen Anwandlungen heimgesucht wird, und fand, daß jedes richtige Fest seinen Nachtag haben müsse, was im eigentlichsten Sinne nicht möglich ist, wenn man die Nacht durchwacht hat. So fuhr denn das Boot in der Richtung nach dem Quai weiter.

Ein junges Mädchen, das im Vorderteil der Barke saß, schien in Träumerei versunken und drückte mit ihrer kleinen Hand einen vertrockneten Strauß sanft an ihre Brust, deren Wärme seinen Duft wieder erweckte. Ein leichter Stoß und das Klirren des Boothakens, der an den Steinen des Quais einhakte, sagte ihr, daß man das Ufer erreicht hatte. Sie erhob sich und sprang, leicht wie ein Vogel, zuerst ans Land, während ihr Frau Alexaki zu spät nachrief: „Warte doch, bis man dir die Hand reicht, Elenitza!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf der Terrasse, die sich hinter der Sommerresidenz des französischen Gesandten am Ufer des Bosporus hinzieht, bildeten während dieser Zeit einige zwanzig Personen

eine bewegte Gruppe um seine Excellenz. Die Anwesenden bestanden aus den Sekretären der Gesandtschaft, den Frauen der verheirateten unter ihnen, einigen durchreisenden Landsleuten und vier oder fünf hervorragenden Persönlichkeiten der europäischen Kolonie, die fast ebenso stolz darauf waren, Zutritt zu der Gesandtschaft zu haben, als sie es einst auf das Recht gewesen wären, bei Hofe zu erscheinen.

Im Mittelpunkt der Gruppe unterhielt man sich ernsthaft von Altertumskunde und Kunst, dem Lieblingsthema des hohen Würdenträgers; hinter ihm besprach man die geheimen Geschichten der Straße von Pera. In einigen Ecken kokettierte man stark, und überall aß man Eis, schlürfte Sorbet und rauchte Cigaretten von Sossidi.

Ziemlich abseits, ganz am Ende des Geländers auf dem am wenigsten erleuchteten Teile der Terrasse, plauderten zwei junge Leute, die augenscheinlich die Einsamkeit aufgesucht hatten, vertraulich miteinander. Es war Maurice Villeféron, der vor kurzem in Konstantinopel eingetroffen war, und Legationssekretär Laborde, ein Jugendfreund und Schulkamerad des Doktors, der ihn zuletzt in der Bluse des Schülers gesehen hatte und jetzt im Frack des Diplomaten wiederfand. Nachdem sie sich einander durch einen Blick, einen Händedruck und die paar Fragen ausgeholt hatten, die der Katechismus von Freunden sind, die sich nach langer Zeit wieder sehen, ergötzten sich die beiden Pariser nach Herzenslust an jener Unterhaltung — ein ziemlich seltenes Ueberbleibsel der früheren französischen Konversation — die nur zwischen intelligenten Männern möglich ist, die weder Gewerbetreibende, noch Politiker oder Börsenspekulanten sind. Laborde sagte: „Ich habe immer in betreff deiner Befürchtungen gehegt, die jetzt eingetroffen sind, du bist ein Original. Zur Zeit unsrer Väter brachte man es damit weit; aber in unseren Tagen ist man verloren, wenn man von der gewöhnlichen Lebensweise abweicht, ausgenommen, wenn es den Geldpunkt betrifft. Sag mir 'mal, was thust du, der Sohn und bestimmte Nachfolger des großen Villeféron, hier in Konstantinopel, statt daß du auf den Pariser Boulevards beschäftigt sein solltest, dir die Freundschaft der Journalisten zu erhalten? Wenn du lange auf Reisen bleibst, so wird man, wenn man dich wieder sieht, eines Tages fragen: ‚Was ist denn

das für ein Mensch?‘ und das ist eine Frage, die bei uns einem den Garaus macht.“

„Laß die Leute sagen, was sie wollen. Paris langweilt mich, drum kehre ich ihm den Rücken; das Reisen macht mir Vergnügen, folglich reise ich; weiter denke ich nicht. Ich bin kein Original; ich bin nur ein freier Mensch, der sich die Freiheit zu nutze macht.“

„Bildest du dir vielleicht gar ein, daß dich deine Reisen interessant machen werden? Das hieße unser gutes Paris schlecht kennen. Man fürchtet dort die Erzählungen von fernen Ländern, wie das Feuer. Rufe Christoph Kolumbus wieder ins Leben zurück, was allerdings nicht zu deinem Handwerk gehört — führe ihn in einen Salon ein und bitte ihn, seine Abenteuer zu erzählen, und man wird dich bei deinem nächsten Besuche abweisen lassen. Und was deinen Schützling betrifft, so muß er, wenn er irgendwo länger als fünf Minuten Zuhörer finden will, sich an die geographische Gesellschaft wenden.“

„Sei ganz ruhig, ich kenne mein Paris, und gerade um ihm zu entfliehen, reise ich.“

„Ist vielleicht eine Frau im Spiele?“

„Nein; keine Pariserin hat mir wohl oder wehe genug gethan, um meine Reiselust zu wecken.“

„Nun, dann versuche einmal die ausländischen Spielarten. Du triffst es hier gut. Komm, lege diese gelangweilte Miene ab und laß dich den Damen vorstellen. O, wenn du Diplomat wärst! Welchen Erfolg würdest du haben!“

„Du lobst deinen Heiligen.“

„Was sprichst du von einem Heiligen, es ist ein Gott! Hier gilt der Diplomat alles, und wenn ich jemals Gesandter werde, so weiß ich wohl, welchen Posten ich mir wähle. Du hast von jener glücklichen Zeit gehört, wo es für die vornehmsten Damen eine Ehre war, vom König ausgezeichnet zu werden. Nun siehst du, hier ist jeder Gesandte ein zweiter Ludwig der Vielgeliebte. Unter all die reizenden Frauen, die du dort siehst, könnte mein Chef auf gut Glück das Taschentuch werfen, wenn seine Gesundheit ihn nicht nötigte, sein Batisttuch zu schonen. Die armen Kleinen trösten sich damit, daß sie sich gegenseitig zu überzeugen suchen, daß Seine Excellenz sie kompromittiert.“

„Nach dem, was du sagst, muß der Posten eines

Gesandtschaftsekretärs in Konstantinopel etwas Reizendes sein; so etwas, wie das Amt des Schmetterlings in einem Garten im Weichbild von Grasse."

„Das ist ein Irrtum, lieber Freund. Hast du nicht manchmal in einer Rosenknospe einen Käfer gesehen, der sich dort häuslich niedergelassen hatte? Die Knospe wurde zur Blüte, aber der Käfer wich und wankte nicht; er blieb ruhig liegen und dachte nicht daran, seine steifgewordenen Flügel zu regen; er bekam ein Schmerbäuchlein und verließ seinen Platz selbst dann nicht, als im Herbst die ersten Blätter der Rose fielen. Siehst du, so geht es hier zu; es gibt keine Schmetterlinge, nur Käfer! Es muß in der Luft liegen."

„Nicht möglich."

„Mein Gott, ja so ist's. Sieh zum Beispiel, ich habe hier einen Kollegen, einen Ausländer, — er steht dort hinter dem Lehnstuhl jener alternden Schönheit — der eigensinnig jede Beförderung zurückweist, die man ihm anbietet. Ja, er nimmt sogar nicht einmal Urlaub, wenn nicht etwa jene überreife Rose auch den Wunsch hegt, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen. Er ist in seiner Karriere geschädigt, er ist halb entnervt; man nennt ihn ‚den Schleifenmann', weil er, den Geschmack seiner Dulcinea nachahmend, seinen Salon mit kunstvoll geknüpften Schleifen angefüllt hat. Es ist aus mit ihm; er ist ein Käfer!"

„Und du?"

„Ich kämpfe noch gegen mein Schicksal an, da ich erst seit sechs Monaten hier bin. Uebrigens finden auch die Neuankommenden hier einige mitleidige Frauen, deren Spezialität es ist, sich einstweilen des Gesandtschaftspersonals zu erbarmen. Bei erster Gelegenheit werde ich dir eine davon zeigen, die wir ‚die Karriere' nennen, weil wir sie alle geküßt haben. Aber früher oder später werde ich's doch machen müssen wie die andern und ein Käfer werden. Thäte ich's nicht, so würde ich für ungezogen gelten und jenen Leuten gleichen, die alle Stücke auf einer Schüssel anrühren, ehe sie sich entschließen, eines zu nehmen. Man ruft ihnen heimlich zu: ‚Zum Teufel, bedienen Sie sich doch!'"

„So ist also die europäische Gesellschaft in Konstantinopel ein wenig ... unregelmäßig?"

„Unregelmäßig? Ganz das Gegenteil; es ist Ordnung

in der Unordnung. Wenn dein Auge sich erst einmal daran gewöhnt haben wird, so wirst du dich so gut darin zurechtfinden, wie der Astronom inmitten der scheinbaren Unregelmäßigkeit der Sterne. Wenn ein Planet erscheint, so wirst du mit Bestimmtheit vorhersagen, daß sein Trabant nicht fern ist. Aber höre, da wir von Planeten sprechen, hier kommt einer, der erst kürzlich am Horizont erschienen ist; indessen steigt er, auf Ehre! recht wacker zum Zenith empor. Sieh und höre."

Auf der von Fackeln erleuchteten flachen Barke stand eine große junge Frau, deren Gesicht halb durch den über ihren Kopf geworfenen Schleier verhüllt war, und sang die Serenade von Passant. Die Stimme war nicht tadellos zu nennen, aber die Sängerin hatte keine Furcht, und die Sicherheit ihres Auftretens, sowie ihre seltsame Umgebung ersetzten, was ihr an Talent abging.

„Du siehst hier," fuhr Laborde fort, „die schöne Madame Muzzopulo, die Frau des griechischen Konsuls. Sie tröstet sich, daß sie nicht die allererste Rolle in der Gesellschaft spielt, dadurch, daß sie ihre appetitliche Person und ihre etwas gewagten Toiletten häufig in den Salons der Gesandtschaften zeigt, und ich könnte dir sogar einige weibliche Excellenzen nennen, die ihr die Ehre anthun, eifersüchtig zu sein, obwohl sie es nicht eingestehen wollen."

„Ist ein Käfer vorhanden?"

„Bis jetzt gibt es nur Schmetterlinge; denn diese unter ihrem vornehmen Anstrich etwas gemeine Schönheit ist erst seit achtzehn Monaten verheiratet. Ihr Gatte, der sie aus Liebe geheiratet hat, ist nicht mehr jung; aber er hat viel Geld und soll sehr gescheit sein. Wie gescheit er aber auch sein mag, so rate ich dem Herrn Konsul doch, den berühmten Spruch zu bedenken:

‚Caveant Consules ne quid detrimenti'."

„Schau doch," sagte Maurice, „sie steigt ans Land."

„Bei Gott! Ja, die französische Gesandtschaft ist die Bühne, wo sie am liebsten Erfolge feiert. Primo, unser Chef ist sehr galant; secundo, es gibt keine Gesandtin; tertio, die Sekretäre sind unwiderstehlich."

Frau Muzzopulo stieg schon langsam, ihre lange Schleppe nachschleifend, die marmornen Stufen empor. Die andren Dilettantinnen ihrer improvisierten Truppe folgten ihr, und den Zug beschlossen die Fackelträger, die

sich hinten längs der Terrasse aufstellten und eine Flut blendenden Lichtes darüber ergossen. Der Gesandte ging der Dame sehr zuvorkommend entgegen.

„Ich gedachte Sie mit Kleopatra auf ihrer Trireme zu vergleichen," sagte er, „aber wir haben keine Beweise, daß Kleopatra wie Sie zu singen verstand."

Laborde erstickte fast vor Lachen, indem er seinen Freund mit dem Ellenbogen anstieß und murmelte: „Das ist eine weggeworfene Galanterie! Die Dame zeichnet sich nicht durch Gelehrsamkeit aus, und ich glaube, man würde sie furchtbar in Verlegenheit bringen, wenn man sie fragte, was eine Trireme sei."

Wie dem auch sein mochte, Kleopatra schien von dem Kompliment entzückt zu sein; sie lächelte vertraulich, begrüßte die Männer und Frauen der Gesellschaft, ließ sich sehr bequem in einen Lehnstuhl nieder und war allem Anschein nach vom Erfolg ihres Auftretens befriedigt. Jetzt erblickte sie beim Schein der Fackeln die beiden Freunde, die abseits miteinander plauderten.

„Excellenz!" rief sie geziert, „es werden Komplotte bei Ihnen geschmiedet. Wer sind die Verschwörer, die sich dort im Dunkeln verbergen?"

„Meine Herren! Meine Herren!" rief der Gesandte. „Kommen Sie gefälligst näher und zeigen Sie, daß Sie weder Gift noch Dolch bei sich tragen."

„Hol der Teufel die hochnasige Zierpuppe," brummte der Sekretär. „Wenn sie irgendwo ankommt, heißt's sofort: ‚Alle Mann auf Deck!' Komm rasch, aber mache nicht zu viel Glück bei der Dame; der Chef liebt das nicht in seiner Gegenwart."

Sie traten, sich in ihr Schicksal ergebend, zu der Gruppe und Frau Muzzopulo reichte dem jungen Diplomaten wie einem alten Bekannten die Hand. Als sie aber Maurice ins Auge faßte, bezeigte sie eine Ueberraschung, die von dem jungen Mann geteilt wurde.

„Wie!" rief sie, im ersten Augenblick ein wenig verwirrt, „Sie sind's, Sie!"

Es blieb von keinem der Anwesenden unbeachtet, daß der Doktor sehr bleich geworden war, und die, welche diese Blässe hervorrief, war nicht die letzte, die sie bemerkte. Vielleicht war sie nur die indirekte Ursache seiner Erregung, aber das schadet nichts. Mit gönnerhaftem Tone sagte sie: „Lieber Herr Villeféron! Ich bin hocherfreut, Sie wieder-

zusehen; übrigens sehe ich, daß auch Sie die Rosenstraße nicht vergessen haben."

Dieser Zwischenfall erregte allgemeine Neugierde, und einige Frauen hofften schon, daß man in der Vergangenheit dieser Intrigantin ein „Skelett" entdecken werde; indessen fuhr Frau Muzzopulo, sich an die Zuschauer wendend, gleichmütig fort: „Der Doktor kam in Smyrna oft ins Haus meiner Eltern, als ich noch ‚Fräulein' war. Ach, mein Gott! Wie lange ist dies her! ... Wie jung waren wir damals!"

Ein halb pathetisches, halb spöttisches Lächeln schloß ihre Rede, und niemand konnte jetzt darüber im Zweifel sein, daß der junge Marinearzt einst wahnsinnig verliebt in die schöne Smyrniotin gewesen war, die ihn wahrscheinlich ausgelacht hatte. So schreibt man Geschichte!

Maurice, der nicht ahnte, welch undankbare Rolle die Zuschauer ihm zuteilten, fragte: „Herr und Frau Leonidis befinden sich hoffentlich wohl."

„Danke, sie sind wohl, nur fühlen sie sich jetzt sehr einsam, die Armen! Aber, seit wann sind Sie hier?"

„Kaum seit einer Woche."

Die schöne Annetta hätte viel darum gegeben, wenn sie Maurice noch einiges hätte fragen können, aber in diesem Augenblick und an diesem Ort vor all den neugierigen Leuten war es unmöglich. Sie fixierte den jungen Mann scharf und versuchte — jedoch vergeblich — in seinen Zügen den Grund seiner Anwesenheit in Konstantinopel zu lesen; dann sagte sie: „Wann werden Sie mich besuchen?"

„Aber, gnädige Frau ..."

„Nun, dann morgen um vier Uhr; wollen Sie? Wir wollen von der guten alten Zeit plaudern."

Sie lächelte ihm schwesterlich zu, als wolle sie ihm dadurch bedeuten, daß er ruhig sein könne, und daß man ihn nicht beißen werde. Dann wandte sie sich ab und wurde, indem sie lieblich aufseufzte, wieder zur großen Dame; so mag Maria Stuart in Holy-Rood geseufzt haben, als sie mit Sehnsucht ihrer Jugend und des französischen Hofes gedachte! Armer Demosthenes, arme Dudu! arme Kokona Marigho! ... Wenn sie gesehen hätten, wie ihrer Annetta ein Glas Sorbet von der Hand eines Gesandten gereicht wurde!

Laborde, dessen Neugier erregt war und der die Fortsetzung eines Romans witterte, ergriff den Doktor am

Arm und fragte ihn, als sie wieder den dunkeln Winkel der Terrasse erreicht hatten: „Hast du dich vielleicht gar ihretwegen hierher schicken lassen?“

„Das ist eine recht dumme Frage für einen Menschen, der nichts weniger als dumm ist,“ antwortete Maurice, die Achseln zuckend. „Du hast doch sehen müssen, daß weder sie, noch ich diese Begegnung erwartete.“

„O, mein Bester! Dieses Erstaunen ist ein alter Kunstgriff. In jedem Fall stehe ich dir dafür, daß von den zwanzig anwesenden Personen neunzehn in diesem Augenblick fest überzeugt sind, daß du der Geliebte dieser Frau bist, warst oder sein wirst.“

„Gibt es kein Mittel, sie vom Gegenteil zu überzeugen?“

„Ein einziges. Du mußt der Geliebte einer andern Frau werden. So sind wir 'mal hier.“

„Dazu gratuliere ich euch nicht. Du aber sollst wissen, daß ich seit zwei Jahren alle Liebschaften zurückgewiesen und alle Heiraten ausgeschlagen habe, daß ich den Bitten meiner Eltern, die mich bei sich behalten wollten, mein Ohr verschlossen habe, und alles das nur um die Treue zu bewahren, die ich einem jungen Mädchen gelobt.“

„Und das junge Mädchen?“ fragte Laborde, der ihn mit großen Augen anstarrte.

„O, mein Freund, damit steht's, wie mit der orientalischen Frage. Man rechnet auf die Zeit, um die Sache in Ordnung zu bringen, was vermuten läßt, daß man sie niemals in Ordnung bringen wird. Jedermann weiß das, sogar du, der bezahlt wird, um sie lösen zu helfen, während du doch überzeugt bist, daß sie unlösbar ist.“

Eine Bewegung in der Umgebung des Gesandten verkündete, daß die schöne Frau Muzzopulo sich wieder einschiffte. Die beiden Freunde grüßten sie von weitem, aber sie schien ihnen keine Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch hatte sie, während sie sich den Anschein gab, ihre Gegenwart zu ignorieren, keinen Augenblick versäumt, sie aufmerksam zu beobachten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Abend des Tages, an dem Maurice Villeféron Smyrna verließ, nachdem er den bewußten Brief seines Vaters erhalten hatte, war Elenitza von Herrn und Frau Harrisson zu einer geheimen Unterredung berufen worden. Sie hatte kaum die Mienen ihrer Verwandten gesehen, so hatte sie auch fast alles erraten, und außerdem hatten sie auch die Ankunft des französischen Postdampfers, der Mangel jeglicher Nachricht von Maurice im Laufe des Tages, besonders aber sein geheimnisvoller Besuch und sein Verlassen des Hauses, ohne sie aufzusuchen, auf die wahre Lage der Dinge hingewiesen. Sie ward also kaum durch die „Mitteilung" überrascht, die ihr Herr Harrisson in einer Rede machte, die ebenso sorgfältig in drei Teile gesondert, aber Gott sei Dank, nicht so lang war, als die Predigt eines Pfarrers. Er sagte erstens: der Doktor sei durch die Anforderungen seines Berufs genötigt, noch heute abend nach China abzureisen; zweitens: sein Vater habe gegen die ihm mitgeteilte Absicht seines Sohnes berechtigten Einspruch erhoben, dessen Widerruf zweifelhaft sei; drittens: es sei zwischen Maurice und dem Vormund Elenitzas, der die Würde seiner Mündel zu wahren habe, ausgemacht worden, daß bis zu dem Tage — wenn er je kommen sollte — wo Herr Villeféron, der Vater, seine Weigerung widerrufe, jede Verbindung zwischen den jungen Leuten aufhören müsse.

„Wie!" rief das arme Kind, „nicht einmal einen Brief?"

„Doch," antwortete Harrisson, „aber nur einen einzigen. Man hat ihn soeben gebracht; hier ist er."

Dann fuhr er in seiner Predigt fort, um Maurice zu loben, und erklärte, daß sich der junge Franzose bei dieser, wie bei jeder andern Gelegenheit als „vollkommen ehrenwerter Gentleman" benommen habe.

Seine Nichte schenkte ihm nicht mehr Aufmerksamkeit, als wenn er sich Mühe gegeben hätte, die Sonne zu loben. Wer dachte daran, an Maurice zu zweifeln? Sie dachte nur an das eine: sich in ihr Zimmer zu flüchten und das Briefchen zu lesen, das ihr sehr dünn vorkam; aber man kann ja auf einer einzigen Seite den Inhalt ganzer Bände sagen! Sobald es möglich war, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück und schloß sich darin ein, und eine Stunde später

saß sie noch immer vor ihrem Tisch, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte mechanisch auf einen Satz, den sie ihrem Gedächtnis einprägte, wie der Gefangene den eisernen Haken, von dem seine Flucht und seine Rettung abhängen, tief in die Mauer eingräbt. Die Worte lauteten:

„Ich habe Ihnen auf dem Tahtali mein Leben geweiht; denken Sie meines Gelöbnisses, wenn Sie den lieben Berg anschauen. Der Ihre, oder keines Weibes, und so Gott will, auf baldiges Wiedersehen."

Elenitza war sehr verwundert, daß Maurice weder den Brief seines Vaters, noch die Gründe erwähnte, die eine so grausame Weigerung herbeigeführt hatten, und gleich am nächsten Morgen sprach sie ihrem Oheim ihre Verwunderung darüber aus. Herr Harrisson antwortete: „Ich kann dir nichts weiter sagen, als daß diese Gründe wirklich vorhanden sind. Du wirst sie erfahren, wenn ich dir bei deiner Mündigkeit meine Vormundschaftsrechnung ablege. Uebrigens hängt es weder von dir, noch von mir ab, sie zu beseitigen."

Elenitza wußte, daß selbst die Androhung der grausamsten Martern ihren Oheim nicht vermocht hätten, zu sprechen, wenn er entschlossen war, zu schweigen; sie verschloß sich also in sich selbst, und man hörte sie von diesem Tage an nicht die geringste Anspielung darauf machen, daß ein Maurice Villeféron existiere. Sie liebte, glaubte und harrte schweigend, nach Art der Heiligen, deren ganzes Leben nur eine lange, gläubige Hoffnung auf den Himmel ist. Vielleicht werden nachgerade die Heiligen und die Frauen, die wie Elenitza lieben, eine Seltenheit; ich meine jedoch, daß es von beiden noch mehr gibt, als man glaubt, nur muß man sie allerdings nicht gerade in den Pariser Salons suchen.

Indessen begann das junge Mädchen, das sich seit der Gefangenschaft bei den Klephten nie ganz wohl befunden hatte, zu kränkeln, und zugleich ward ihre „Geschichte" ein Lieblingsthema für die Klatschbasen der Stadt. In den Kreisen zweiten Ranges spöttelte man über sie, und in der vornehmen Gesellschaft wurde sie beklagt, was nicht viel besser ist, denn die Rolle einer entthronten Königin ist niemals angenehm. Als daher Herr und Frau Harrisson ihrer Nichte vorschlugen, ihren Umzug nach Burnabat früher als gewöhnlich zu bewerkstelligen, ging sie bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Dort, in Burnabat sah sie wenigstens die Reede und den Dumont d'Urville nicht.

Der Sommer verging ihr in Einsamkeit, ohne daß sie Nachricht von Maurice erhalten hätte, und da sie gehört hatte, wie mörderisch das Klima Cochinchinas sei, sagte sie sich, daß Maurice tot sein müsse, und trauerte in ihrem Herzen und sogar ein wenig in ihrer Kleidung um den, welchen sie in tiefster Seele noch immer ihren Verlobten nannte.

Als der erste Frost eintrat, kam die Familie Harrisson nach Smyrna zurück, aber der Dumont d'Urville hatte mit dem Levantinischen Geschwader den Hafen verlassen. Das war eine bittre Enttäuschung für Elenitza, die gehofft hatte, durch die früheren Kameraden des Doktors von diesem zu hören. Es schien sich alles verschworen zu haben, sie mehr und mehr von ihm zu trennen. Eines Tages hatte sie jedoch das Glück, zu erfahren, daß Maurice sich noch immer gesund in Saïgun befinde und den Bitten seiner Familie, die ihn beschwor, nach Frankreich zurückzukehren, einen unerklärlichen Widerstand entgegensetze.

O, der liebe Mann! dachte sie. Wenn er mich vergessen wollte, würde er nach Paris gehen, um dort Vergessenheit zu suchen.

Um diese Zeit fand ein Ereignis statt, das, trotz des großen Aufsehens, das es in Smyrna machte, Elenitza mehr als gleichgültig ließ. Es befand sich damals ein gewisser Theodoros Muzzopulo, ein Mann schon reifen Alters, als griechischer Konsul dort. Er war sehr befreundet mit einem Landsmann, Namens Alexaki, der die älteste Schwester Athinas zur Frau hatte und als erster Dragoman einer Gesandtschaft in Konstantinopel lebte. Dieser Muzzopulo war natürlicherweise ein intimer Hausfreund der Harrissons geworden, und nicht minder natürlich war es, daß dieser nicht mehr junge, aber sehr reiche Junggesell durch ein allgemein verbreitetes Gerücht als Bewerber um die Hand Elenitzas genannt wurde. Hier aber hatte sich das Publikum geirrt. Theodoros besuchte nicht allein die Familie Harrisson, man sah ihn auch, und sogar ziemlich oft, bei dem Makler Leonidis, seinen Landsmann, ein und aus gehen, und plötzlich erfuhr man, daß er sich in kurzem mit Annetta vermählen werde. Endlich war für die Unschuld in der Rosenstraße das Mißgeschick beschworen, und die Zeit der Triumphe begann.

Der süßeste von allen Triumphen, die sie erwarteten, war wahrscheinlich der, daß sie jene hoffärtigen Harrissons, die sie niemals eingeladen hatten, die Schwelle ihres väter-

lichen Hauses überschreiten sah, um ihre Glückwünsche darzubringen. Man ginge wohl zu weit, wenn man sagte, daß sie es mit Vergnügen gethan hätten, aber sie konnten nicht weniger für die thun, die den Namen des Mannes führen sollte, der ein intimer Freund ihres Schwagers war. Annetta zeigte sich übrigens erhaben und großmütig. Ob es nun tief durchdachte Taktik von ihrer Seite war, oder ob das Geschick sie dazu auserseheu hatte, wohl oder übel eine Rolle im Leben Elenitzas zu spielen, sicher ist, daß die zwei jungen Mädchen, die sich bis dahin kaum vom Ansehen gekannt hatten und nichts Gemeinsames, weder durch Geschmack, noch durch Erziehung oder Gewohnheiten besaßen, ziemlich schnell in ein fast vertrauliches Verhältnis zu einander traten. Elenitza, die gefühlvoll, offenherzig und durch Unglück gänzlich von dem etwas hochmütigen Wesen geheilt war, das sie vielleicht früher gehabt hatte, erwiderte Annettas Entgegenkommen ohne Hintergedanken. Es muß bemerkt werden, daß die schlaue Levantinerin sehr geschickt eine plötzlich gefaßte Zuneigung für Elenitza zu heucheln wußte, vor allem aber sich eines Namens bediente, dessen magische Gewalt auf Elenitza sie erraten und bald erprobt hatte. Zuerst hatte sie sich den Namen Maurice Villeféron wie aus Versehen entschlüpfen lassen, und Fräulein von Rennefort hatte alle diplomatische Geschicklichkeit aufbieten müssen, über die sie verfügte, um die Unterhaltung auf einen so peinlichen und ihr doch so teuren Gegenstand zurückzuführen. Annetta widerstand, wie ein Apotheker, der sich nötigen läßt, seinen Giftschrank zu öffnen. Nach und nach gab sie nach, aber mit mitleidiger Miene und der Scheu einer zartfühlenden Seele, die sich fürchtet, einer Freundin Schmerz zu verursachen.

Elenitza fiel es jedoch nicht ein, Frau Muzzopulo zu ihrer Vertrauten zu machen. Sie wäre lieber gestorben, als daß sie ihr erzählt hätte, wie sie Maurice geliebt, wie sie sich beide in der Höhle des Tahtali wieder erkannt und verlobt hatten, vor allem aber, daß sie ihr von dem unerklärlichen und herzzerreißenden Ende des so rasch entschwundenen Traumes gesprochen hätte. Alle Mühe und Anstrengungen Annettas brachen sich an der Zurückhaltung ihrer neuen Freundin, wie an einer ehernen Mauer, und dies wurde für die Levantinerin ein Grund mehr, Elenitza in tiefster Seele zu hassen.

Sie hatte übrigens mancherlei, um sich über diesen

Mißerfolg zu trösten. Die Freude des Triumphs, die Aussicht reich zu werden, das Vergnügen, ihre Nebenbuhlerin gedemütigt zu sehen, hatten ein andres Wesen aus dem sehr gewöhnlichen Mädchen gemacht, das Maurice einst kaum angesehen hatte. Jetzt erschöpfte Diogenes vorläufig die Hilfsmittel seines Talents und seines Speichers, um Toiletten für die zukünftige Frau „Konsulin" zu beschaffen; Annettas Augen strahlten vor Genugthuung, ihr Auftreten war sicher und ihre Antworten lebhaft und treffend, denn, dem Sprichwort zum Trotz, ist es nicht allein die Liebe, die den Mädchen Geist verleiht; der Schlüssel zu einem Geldschrank trägt wenigstens ebensoviel dazu bei, auch die unbedeutendsten aufgeweckt zu machen. Außerdem kopierte Annetta Fräulein von Rennefort. Jetzt, wo sie diese in der Nähe beobachten konnte, hatte sie ihre Frisur, ihre Haltung, ihre Bewegungen und die außerordentliche, auf ihr Aeußeres verwandte Sorgfalt angenommen, und mit großer Selbstbefriedigung — die übrigens nicht ganz grundlos war — warf sie ihrem Spiegelbilde lange, freundliche Blicke zu; ja es fehlte wenig, so hätte sie gesungen:

„Ach, wäre er hier!
Und schaute mich so!..."

Obwohl „Er" damals in Cochinchina weilte, so war das Lied nicht dazu angethan, Theodoros zu gefallen, aber er hörte es nicht, und überdies war er vom Geschick dazu bestimmt, in der Folge weniger unschuldige Couplets hören zu müssen. Im Augenblicke wußte er nur das eine, daß er rechtmäßiger Besitzer eines appetitlichen, sehr frischen, rosigen Geschöpfes wurde, dessen blonde, krause Haare über blauen Augen an einen Strauß reifer Aehren über Kornblumen gemahnten.

Er feierte seine Hochzeit mit großer Pracht; die griechische Kirche war gedrängt voll, und die Braut gab sich den Anschein, glücklich zu sein, was oft ziemlich die letzte Artigkeit ist, die einem Mann dieses Alters von seiner Frau erwiesen wird. Dann fand ein Monstregastmahl statt, wo der Baklava Kokona Marighos außerordentlichen Erfolg hatte, und abends auf dem Ball sah man als ein nie gesehenes Schauspiel, das sich auch niemals wiederholen sollte, die beiden Gesellschaftskreise Smyrnas in den Sälen des Leonidisschen Hauses sich — wenn auch ein wenig von weitem — miteinander vermischen. Während die junge Frau Muzzopulo

mit Elenitza plauderte, wußte sie diese geschickt auf ihre Tanzkarte aufmerksam zu machen.

„Sie sind erstaunt," sagte sie, „noch die Initialen meines Mädchennamens auf diesem Dingelchen zu sehen; es ist ein Andenken, das mir wert ist. Ein bewußter Jemand schenkte es mir am Abend, wo wir zum erstenmal miteinander tanzten. Wahrlich, sein Name, von seiner Hand geschrieben, steht noch da. Welche Thorheit!"

Und wirklich konnte die arme Elenitza mit etwas beklommenem Herzen auf jeder der elfenbeinernen Tafeln den Namen Maurice Villeféron lesen.

Es war zum erstenmal, daß der Stachel der Eifersucht sich in ihre Trauer mischte, und das düstere Feuer, das einen Augenblick lang in ihren Augen aufblitzte, war eine süße Rache für Annetta. War es vielleicht dieser Vorfall, der Elenitzas schon schwankende Gesundheit noch mehr erschütterte? Sicher ist, daß eine ärztliche Konsultation nötig wurde. Die Aerzte rieten Luftveränderung und Zerstreuung an, und da Theodoros gerade damals das Konsulat in Konstantinopel von seiner Regierung als Hochzeitsgeschenk erhielt, bot Annetta an, ihre Freundin, die von Frau Alexaki, der Gattin des Dragomans, freudig erwartet wurde, mitzunehmen.

Dieses Anerbieten wurde ohne Zaudern von allen Beteiligten angenommen, und Elenitza reiste im Gefolge des ehemaligen Sternes der Kasinobälle nach Konstantinopel ab, ohne zu ahnen, daß es nicht der erste Ausflug war, den sie diesem verdankte. Wenn zwei Monate später sich jemand bei Annetta nach einem jungen ernsten Mädchen erkundigte, das manchmal im Salon des Konsulats erschien und sich geräuschlos wieder entfernte, wenn die Gesellschaft zahlreicher wurde, antwortete sie vorsichtig: „Es ist ein junges Mädchen aus meiner Vaterstadt, das ich mit mir hergebracht habe, sie hat vor kurzem einen schweren Kummer gehabt, ihr Onkel lebt hier als einfacher Dragoman, aber es sind sehr ehrenwerte Leute."

So geschah es, daß man sich nach und nach gewöhnte, Fräulein von Rennefort nicht viel mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als wenn sie bei der Frau Konsulin die Stelle eines Gesellschaftsfräulein eingenommen hätte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Annetta und Maurice erwarteten beide aus gleich gewichtigen Gründen, aber mit sehr ungleichem Behagen, ungeduldig die am Abend vorher auf der Terrasse des Gesandten verabredete Stunde ihrer Zusammenkunft.

Bei der jungen Frau herrschte die Neugier vor, zu erfahren, was den Doktor nach jener plötzlichen Abreise, die, wie Annetta und jedermann vermutete, einen Bruch bergen sollte, dessen Ursache sie nie zu ergründen vermocht hatte, jetzt mit einemmal wieder zu seiner Verlobten zurückführte.

Der Gedanke, daß nur der Zufall Maurice nach Konstantinopel geführt habe, lag ihr fern, denn die Frauen erweisen sich selbst die Artigkeit, zu glauben, daß ihr Geschlecht bei den Entschlüssen der Männer beständig eine Rolle spielt. Und man muß zugestehen, daß sie so oft recht haben, daß man sie nicht zu streng tadeln darf, wenn sie sich einmal irren.

Nach diesem langen Zwischenakte erhob sich also jetzt der Vorhang aufs neue. Mußte sie gewärtig sein, das Drama mit einer Heirat schließen zu sehen? Dieser Ausgang war — alles Herzensinteresse beiseite gelassen — durchaus nicht nach dem Geschmack der Frau Muzzopulo, denn wenn man keine Heilige ist, so verursacht es immer eine angenehme Empfindung, eine Freundin, die einst nicht geruhte, uns auf der Straße zu grüßen, in ihrer Verlassenheit und ihrem Schmerze zu betrachten. Und Annetta Leonidis hatte schon bewiesen, daß sie, was Nachbegierde betraf — von anderm nicht zu reden — keine Heilige war.

Aber noch ein andres Gefühl als das der Neugier erfüllte sie. Während ihres einjährigen Aufenthaltes in Konstantinopel hatte sie die galanten Erfolge zu vieler Frauen bewundert, die doch junge und hübsche Männer besaßen, um nicht darüber nachzudenken, daß ihr Gatte keins von beiden war. Sie hatte vom Wasser des Bosporus getrunken, das jedes Pflichtgefühl und jede Freude an Pflichterfüllung auslöscht, gleichwie man aus dem Wasser des Lethe Vergessenheit trank, und ihre Phantasie hatte schon längst als Vorhut die Grenzen des verbotenen Gebiets überschritten. Die Hauptarmee war zwar bereit, zu folgen, aber sie zauderte noch, weniger aus Furcht vor den Gefahren eines Feldzugs, als aus Unschlüssigkeit, welchen von den ihr gleich unbekannten

Wegen sie einschlagen solle. Seit Annetta jedoch Maurice wiedergesehen hatte, sah sie einen wohlbekannten Weg vor sich. Ach, welch vollständiger und köstlicher Roman, aus Jugend und Erinnerung, aus Liebe, Verzeihung und Rache gewoben, bot sich ihr dar! Und welch neuer Triumph für ihren befriedigten Ehrgeiz! Welche Freude für diesen glänzenden Falter, vor den Augen dessen, der ihn in seiner Verpuppung gekannt, mit dem Purpur und Gold seiner Flügel zu prunken!

Maurice seinerseits hatte keine Ahnung, daß er am gestrigen Abend Fräulein von Rennefort verfehlt hatte. Er hatte nur einen Gedanken: „Jetzt werde ich erfahren, was aus ihr geworden ist.“

Gewiß hätte er nicht bis heute zu warten brauchen, um es zu erfahren, wenn er nur den rechten Willen gehabt hätte, aber er hatte nicht die äußersten Mittel angewendet, um sich davon zu unterrichten. Maurice war ein schwer zu verstehender, komplizierter Charakter; er hatte etwas vom Ritter, der zu jedem Wagnis für seine Dame bereit ist, und zugleich etwas vom träumerischen Hindu, der im Staube den Wagen des Gottes erwartet, dessen Räder ihn zermalmen werden. Indessen herrschte jetzt in Maurice der Fatalist über den Mann der That. Der grausame Götze des „Unmöglichen“ war über ihn hinweggeschritten und hatte ihn zermalmt, und nach seiner Vernichtung war es totenstill rings um ihn her geworden. Wozu sollte er fragen? Welche Antwort konnte er erwarten? Würde es heißen: „Sie hat Sie vergessen? . . . Sie trauert um Sie? . . . Sie ist . . . wahnsinnig, wie ihre Mutter?“

Auf jede Frage, die er that, konnte ihm nur eine schmerzliche Antwort zu teil werden, und aus diesem Grunde hatte er sich leichter in die Ungewißheit ergeben, als er sich's gestehen wollte, aber er sagte sich auch seit lange schon und besonders seit er nach Konstantinopel beordert worden war, daß diese Ungewißheit notwendigerweise eines Tages aufhören müsse. Und jetzt war dieser Tag gekommen. . . .

An der Thür der Sommerwohnung des griechischen Konsuls fand Maurice in der Person des Kawaß eine von Annettas teuersten Offenbarungen ihrer neuen, glänzenden Stellung. Es war ein großer Bursche, fünf Fuß sechs Zoll hoch, mit scharf geschnittenem Profil, der heute auf Befehl seiner Herrin seine reichste Kleidung angelegt hatte.

Sein mit Goldstickerei bedeckter Rock, eine Art ärmellose Tunika, die gleich einem Frauenrock gefältelt und um den Leib durch einen Gürtel zusammengehalten ward, öffnete sich über einem wollenen, gelblichweißen, mit Aermeln versehenen Unterkleide. Kurze, am äußern Schenkel zugeknöpfte Beinkleider staken in Gamaschen, die bis über das Knie reichten, in der Art, wie sie einst die französischen Grenadiere trugen. Eine sehr niedrige, schwarzwollene, goldgestickte Mütze war keck nach hinten geschoben und ließ eine Fülle schwarzer, gelockter Haare sehen. Aber das beste Zeugnis für den Reichtum seiner Herrschaft war der silberne Gürtel des Kroaten, der ein ganzes Arsenal von Pistolen und Dolchen trug, die der Waffensammlung eines Kunstliebhabers zur Zierde gereicht hätten. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Wenn die arme Garufalia gewagt hätte, die Schuhe dieses prächtigen Riesen zu berühren, so würde er sie empört zurückgestoßen haben.

Der Kawaß verbeugte sich schweigend, indem er Brust und Stirn mit der Hand berührte, und führte dann Maurice eine großartig angelegte Treppe hinauf und durch eine Flucht hoher und geräumiger Säle, die einen imposanten Eindruck machten. Einem Europäer mochten sie vielleicht etwas kahl und schmucklos vorkommen, aber das Boudoir Annettas bot Ersatz dafür. Sie hatte den Fehler der meisten Levantinerinnen (so muß man sie aber nicht nennen, wenn einem seine Augen lieb sind), das heißt, sie äffte Paris sklavisch nach, anstatt den orientalischen Luxus in seinen Grundzügen beizubehalten und zu vervollkommnen. In diesem mit prahlerischer Pracht ausgestatteten Boudoir, das eine Bürgersfrau des europäischen Viertels in Entzücken versetzt haben würde, thronte Frau Muzzopulo in einer Toilette, die ihrer Umgebung würdig war.

Sie trug ein Morgenkleid von leichtem blauen, mit bunten Blumen gestickten Seidenstoff, rosenrote seidene Strümpfe, schwarze Atlasschuhe und helle bis an den Ellbogen reichende Handschuhe, denn Handschuhe zu Haus zu tragen, ist in Konstantinopel das Zeichen höchster Eleganz. Dazu war sie mit Schmuck beladen, und ihre blonden Haare, die wirklich schön, wenn auch nicht fein genug waren, hingen, unter dem Vorwand einer unterbrochenen Siesta, aufgelöst über ihre Schultern.

„Verzeihen Sie," sagte sie, sich vom Diwan erhebend; „nach dieser gar zu kurzen Nacht habe ich meinen Mittags-

schlaf ungebührlich verlängert; aber das ist in jedem Fall ein reizendes Erwachen."

Maurice drückte flüchtig den Glacéhandschuh, der ihm gereicht wurde, dann ließ er sich in großer Bewegung nieder, die indes weder durch das blaue Morgenkleid, noch die rosa Strümpfe oder die blonden Haare verursacht war. Ihm sowohl, als der jungen Frau schwebte eine Frage auf den Lippen. Zwar wäre es Annetta leicht gewesen, den fraglichen Punkt, der ihre Neugier erregte, aufzuklären, wenn sie Elenitza im Lauf des Vormittags gesprochen hätte, aber sie hatte, aus ihr allein bekannten Gründen, vorgezogen, es anders anzufangen. Alle ihre diplomatische Geschicklichkeit zu Hilfe nehmend, sagte sie: „Wie gut haben Sie gestern den Erstaunten gespielt, als Sie mich sahen; ich hätte mich fast selbst dadurch täuschen lassen."

„Ich habe nicht im geringsten Erstaunen geheuchelt," erwiderte Maurice, „ich glaubte, Sie wären noch in Smyrna."

„Wie! So schlecht sind Sie unterrichtet? Hatte Ihnen denn niemand von mir erzählt?"

„Das wäre schwierig gewesen. Ich bin erst vor kurzem angekommen, und bin, außer um mir die Stadt zu besehen, kaum ans Land gegangen. Einen einzigen Freund ausgenommen — derselbe, mit dem ich plauderte — sind Sie das einzige bekannte Gesicht, das mir hier begegnet ist."

„Aber man muß Ihnen doch geschrieben haben?"

„Niemand hat mir geschrieben. Nein, gnädige Frau, niemand," wiederholte Maurice nachdrücklich, da er einen ungläubigen Ausdruck in Annettas Zügen wahrnahm.

„So sind Sie also ohne besonderen Grund zu uns gekommen, so, wie Sie irgend wohin gegangen wären?"

„O, was das betrifft, nein;" antwortete Maurice lachend. „Ich muß gestehen, daß ich auf dem ‚Petrel' weniger zu thun habe, als auf dem ‚Tilsit', ganz abgesehen davon, daß ich die Illumination am Bosporus dem Sonnenstich auf dem Quai von Saïgun vorziehe."

Es war augenscheinlich, daß er aufrichtig war. So hatte ihn also nur der Zufall in seinem Berufe nach Konstantinopel geführt, und Elenitza war wahrscheinlich vergessen; zwei Jahre sind ein langer Zeitraum im Leben eines jungen Mannes, und noch dazu eines Seemannes! Annetta glaubte jetzt freien Spielraum zu haben und für eigene Rechnung arbeiten zu können. Sie stützte den Arm

auf die Kissen und sagte, Maurice in die Augen sehend: „Sie waren also diesmal an niemand empfohlen?"

„Mein Gott, nein!" antwortete der Doktor in scherzhafter Weise. „Ich bin jetzt ein großer Junge und kann mir allein helfen. Mein Wahlspruch ist: ‚Aufs Geratewohl!'"

„Da haben Sie ihn geändert. Als wir uns das letzte Mal sahen, hieß Ihr Wahlspruch: ‚Undankbarkeit!' Ach, wie glücklich sind doch die Männer, daß sie so rasch zu vergessen vermögen! Ich könnte Ihnen noch jedes Wort wiederholen, das Sie mir am Tage Ihres ersten Besuchs gesagt haben."

„Und doch ist Ihr Leben seit jenem Tage ein ganz andres geworden. Nein, liebe gnädige Frau, ich bin nicht undankbar; der Beweis dafür ist, daß ich mich aufrichtig über Ihr Glück freue."

„Mein Glück? Also halten Sie mich für glücklich? ... Nun, Sie werden ja erfahren, wie es um dieses Glück steht, wenn Sie mich besser kennen lernen, wenn Sie mich öfter besucht haben werden, denn nicht wahr, wir werden uns recht oft sehen, mein lieber Freund?"

Sie hatte die Hand des jungen Mannes zwischen ihre beiden Hände genommen und drückte sie, während sie sich ihm entgegenneigte. Ihre weiße Brust hob sich sanft unter der Spitzenhülle, wie in einer stillen Bucht eine vom Wind leicht bewegte Welle schäumend wogt. Wenn diese Bucht die Bucht der Freundschaft war, so muß man sagen, daß mancher Schiffer sie mit einer andern verwechselt haben möchte, deren Gewässer stürmischer sind. Maurice war so unhöflich, an der höchst anziehenden Klippe, die sich vor ihm erhob, nicht zu scheitern. Die schlimmsten Schwerhörigen sind häufig die, die nicht hören wollen — wenigstens nichts andres, als das, was man ihnen sagt.

„Gewiß werde ich Sie manchmal besuchen," erwiderte er mit gar zu großer Ruhe; „aber Sie wissen nicht, wie wenig gesellig ich bin; ich fürchte, daß ein Wilder meiner Art die Gesellschaft, die Sie umgibt und sicherlich feiert, in die Flucht schlagen wird."

„O, verscheuchen Sie sie immerhin!" rief sie; „ich werde bei dem Tausch nicht verlieren."

Und nun erzählte sie ihm von ihrem Leben, von ihrem Gatten, der „übrigens ein ganz vortrefflicher Mann" sei, und von den Männern, die ihr, natürlich ohne Erfolg, den Hof machten.

„Es ist wie eine Laterna magica, wo die immer gleichen Gläser mit ihren mehr oder minder grotesken Gestalten und ihrer mehr oder minder falschen Färbung vorüberziehen," sagte sie. „Jede Person kommt zu ihrer Zeit wieder und spielt die Rolle, die ihr den meisten Erfolg zu versprechen scheint, zeigt sich leidenschaftlich, zärtlich, als Philosoph oder als Dichter, immer über dasselbe Thema sprechend und das gleiche verlangend. Ich aber spüre hinter alledem den Oelgeruch der Lampe, die die Laterne erhellt; mein Herz zieht sich schmerzlich zusammen, und ich sehne mich nach der Sonne."

Für eine Frau, die von den Diakonissinnen von Smyrna erzogen worden, war die Tirade nicht übel, sie zeugte von ernsthaften Studien; aber Maurice hatte unglücklicherweise nicht die geringste Lust, dem blonden Phöbus Konkurrenz zu machen. Da er meinte, er habe jetzt lange genug den Zuhörer abgegeben, um das Recht zu haben, ebenfalls zu reden, machte er den Versuch, auf den er sich seit einer Viertelstunde vorbereitete, und sagte: „Nun sagen Sie mir auch, wie es der Familie Harrisson geht."

Schon durch das Beben seiner Stimme ward es Annetta klar, daß sie vergeblich Zeit und Mühe aufgewendet hatte. In einer Sekunde war ihre vorgebliche Freundschaft verflogen, und wäre sie ihrem ersten Antrieb gefolgt, so hätte sie dem Mann, der so kurzsichtig war und ein so schlechtes und zugleich ein so gutes Gedächtnis hatte, die Thüre gewiesen. Doch sie bezwang sich und antwortete, indem sie mit einer verächtlichen Gebärde ihre Spitzen wieder in Ordnung brachte: „Es geht ihnen gut. James ist noch etwas reicher, und Athina ein wenig stärker geworden. Das ist alles."

Das ist alles! Maurice hätte sie schlagen können.

„Und . . . ihre Nichte?" brachte er mit Anstrengung hervor.

„Ihre Nichte? Je nun, mein lieber Herr Doktor, deren Ansehen ist ein wenig gesunken. Es ist immer unangenehm für ein junges Mädchen, wenn man sie sitzen läßt, wie es ein gewisser Herr Ihrer Bekanntschaft gethan haben soll."

„Wer gibt Ihnen das Recht, so zu mir zu sprechen?" sagte der junge Mann, indem er sich erhob.

„Wer mir das Recht gibt? Meine Freundschaft für Elenitza, die, wie sie Ihnen selbst bestätigen kann, jetzt keine bessere Freundin hat, als mich."

„O, gnädige Frau, Gott behüte mich und die, welche ich liebe, vor gewissen Frauenfreundschaften!"

„Sie gehen fehl, Herr Villeféron," sagte Annetta, den Doktor keck anschauend. „Sie täuschen sich über meinen Wert, sowohl als Verbündete, wie als Feindin. Aber haben Sie mir überhaupt jemals einen Wert zuerkannt? . . . Warten Sie nur, vielleicht ändern Sie einst noch ihre Meinung."

„Das glaube ich nicht. Ich weiß nicht erst seit heute, wie viel Böses eine Frau wirken kann, selbst wenn sie unfähig ist, Gutes zu thun."

Er verbeugte sich und ging, denn Geduld gehörte nicht zu seinen Tugenden. Im Vorzimmer fand er den Kawaß, der ihn ehrerbietig bis ans Kaik begleitete, während Frau Muzzopulo sich an den Schreibtisch setzte, um ihre Freundin zu sich zu rufen und das Werk zu beginnen, das sie ersonnen hatte.

Als Maurice das Verdeck seines Schiffes betrat, bat ihn der an der Luke des Hinterdecks wachthabende Matrose, in die Krankenkajüte hinabzusteigen, da ein Mann von der großen Rahe herabgefallen sei und ein Bein gebrochen habe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Maurice hatte mit Hilfe des Krankenwärters den Bruch wieder eingerichtet und den Verband angelegt. Dann band er seine Schürze ab und war im Begriff, sich in seine Kabine zurückzuziehen, denn nach der Unterredung, die er mit Annetta gehabt hatte, fühlte er das Bedürfnis, allein zu sein.

„Auf Wiedersehen, Elenitza!" sagte er leise, während sein Blick den kleinen Strauß an seinem gewöhnlichen Platz suchte.

Niemals hatte er seit zwei Jahren in Smyrna, wie in Saïgun und in Konstantinopel, seine Krankenkajüte verlassen, ohne daß sein Herz in dieser Weise der fernen Geliebten gedacht hätte. Plötzlich schrak er zusammen, und seine Brauen runzelten sich: Die Blumen waren verschwunden!

„Ist jemand in meiner Abwesenheit hier gewesen?" fragte er mit hartem Ton, wie man ihn nie von ihm gehört hatte.

„Niemand, Herr Stabsarzt," sagte der Krankenwärter; „niemand, außer mir und den Leuten, die den Verletzten hergetragen haben. Das heißt, heute. Gestern abend, oder vielmehr in der Nacht, war der Kommandant mit einer Dame hier."

Der Doktor ballte die Fäuste. Ohne Zweifel hatte Frau Muzzopulo auf ihrer musikalischen Rundfahrt auch dem „Petrel" einen Besuch abgestattet. Aber warum dieser unerklärliche Raub? Kannte sie denn die Bedeutung jener Blumen und den Wert, den sie für ihn hatten? Am Ende hatte Elenitza — sie behauptete ja, ihre beste Freundin geworden zu sein — ihr früher davon erzählt; ja, wer weiß, ob das junge Mädchen, das seit zwei Jahren nicht die geringste Nachricht von ihm erhalten hatte, die Vergangenheit nicht verwünschte und bedauerte, ihm selbst dies armselige Pfand gelassen zu haben; wer weiß, ob Annetta nicht in ihrem Auftrag so gehandelt hatte?

Vor allem mußte er erfahren, was vorgefallen war. Und so begab er sich eilends zum Kommandanten, dem er ja übrigens auch Bericht erstatten mußte. Nachdem er dieser Pflicht genügt hatte, lenkte er das Gespräch auf den gestrigen Abend.

„Wenn Sie sich gestern abend nicht von der Gesellschaft gedrückt hätten," sagte der Offizier, „so würden Sie einer reizenden Dame die Honneurs in Ihrem Bereich gemacht haben."

„Wirklich?" meinte der Doktor. „Ich kann mir denken, wer es war. Ich glaube, daß ich der Dame beim Gesandten begegnet bin."

„Das ist unmöglich; sie war gestern nicht dort."

„Eine Griechin, nicht war? Eine schon etwas starke Blondine?"

„Gott bewahre! Ein junges Mädchen, eine schlanke Brünette, die man ihrem Accent nach für eine Engländerin halten könnte, obwohl ihr Vorname orientalisch klingt."

„Heißt sie Annetta?"

„Nein, sie heißt so was wie . . . es endet mit . . tza."

„Mein Gott!" rief Maurice, „doch nicht etwa Elenitza?"

„Getroffen. Kennen Sie die Dame? Ich kenne nur die Alexakis, bei denen sie wohnt; es sind alte Freunde von mir."

„Wohnt sie in Konstantinopel?"

„Nur vorübergehend, ihrer Gesundheit wegen. Das arme Mädchen ist nicht kräftig. Ich dachte, sie würde mir in der Krankenkajüte ohnmächtig werden, und das bloß, weil sie einige Stufen auf und nieder gestiegen war. Ich fürchte, daß sie's nicht lange mehr treibt."

„Hat sie Ihnen nichts von mir gesagt?"

„Nein; ich entsinne mich wohl, daß ich Ihren Namen genannt habe, aber er schien ihr nicht bekannt zu sein."

„O!" sagte Maurice, ohne zu merken, daß er laut sprach; „sie kennt ihn wohl, aber sie flucht ihm."

Als er sich wieder allein in seiner Kabine befand, ohne zu wissen, wie er dahin zurückgekehrt war, kam es ihm vor, als seien die letzten zwei Jahre nur ein Traum gewesen. Er mußte sich gewaltsam besinnen, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht auf dem Dumont d'Urville auf der Reede von Smyrna befinde und nur wenige Kabellängen vom Harrissonschen Hause entfernt sei. So hatte er also, sich vergeblich opfernd, die fernsten Länder aufgesucht, um den Befehlen seines Vaters zu gehorchen, der zu streng die Gesetze befolgte, wodurch die Natur die Zukunft der Familien beschützt. Gleich jenen unwiderstehlichen Strömungen, die die schwersten Körper mit sich fortreißen, führte ihn sein Geschick im Kreislauf wieder vor die Klippe zurück, die er hatte vermeiden wollen. Er war vor dem Kampf geflohen, und der Kampf erfaßte ihn aufs neue, aber er wußte nicht einmal, ob es nötig war, ihn zu bestehen. Er wußte nicht, ob er noch geliebt wurde, und ach! das Gegenteil schien gewiß zu sein.

Er war so unglücklich, daß am Ende nur ein einziger Gedanke seinen Schmerzen etwas Milderung gebracht hatte: die Hoffnung, daß Elenitza ihn vergessen habe. Aber nein, sie hatte ihn nicht vergessen, sie war krank, sie starb vielleicht, und er, er liebte sie mehr als je!

Sie starb seinetwegen! Was galt dagegen der Wille eines Vaters und alle Vernunft der Welt? Wenn ein derartiges Unglück geschah, konnte er jemals seinen Vater wiedersehen und mit einem solchen Vorwurf im Herzen in der Gesellschaft erscheinen?

Den Kopf in beide Hände gestützt, sann er nach, um ein Mittel zu finden wie er am schnellsten und sichersten erfahren könne, woran er sei, und es wurde ihm klar, daß es am vernünftigsten wäre, Frau Muzzopulo nochmals

aufzusuchen. Allerdings hieß das so viel, als sich vor ihr demütigen, aber hatte ihm nicht Annetta auf grausame Weise gezeigt, daß auch sein armes geliebtes Mädchen gedemütigt worden sei?

Am nächsten Tage stand er zur selben Stunde, wie gestern, vor der Thüre, durch die er sich so stolz entfernt hatte. Diesmal wurde er nicht erwartet; Ibrahim, der Kawaß, trug ein weniger reiches Kleid und nur zwei oder drei Dolche im Gürtel. Aber besonders die Frau vom Hause hatte ihren Schmuck abgelegt und unglücklicherweise keinen Befehl gegeben, etwaige Besuche abzuweisen.

Maurice wurde empfangen wie Aktäon im Toilettenkabinett Dianens, oder vielmehr er wurde weit schlechter empfangen, da Annetta, die sehr nachlässig frisiert war, abgetragene Schuhe und Strümpfe und ein zerknittertes Morgenkleid trug, sich viel weniger im Vorteil fühlte, als die im bewußten Kostüm überraschte Göttin. Glücklicherweise hatte diese Kokette im Negligee nicht die Macht, gewisse Verwandlungen zu bewirken, und so blieb der Doktor unversehrt, was er war! ein Mensch, aber ein sehr bekümmerter Mensch. Ohne Umschweife begann er: „Gnädige Frau, schonen Sie meiner. Ich leide zu sehr, um meine Worte wägen zu können. Ich habe mich gestern vielleicht ungeduldig, wenn auch nicht unehrerbietig gegen Sie benommen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich damals nicht wußte, daß sich Fräulein von Rennefort in Konstantinopel befinde. Glauben Sie mir das?"

„Ich glaube Ihnen," antwortete Frau Muzzopulo in sehr würdigem Ton.

Ihr Verdienst, Maurice Glauben zu schenken, war nicht groß. Sie hatte am Tage zuvor Elenitza durch einen Boten zu sich gerufen, und diese hatte ihr erzählt, daß sie auf dem „Petrel" gewesen sei und dort Maurices Ankunft in Konstantinopel erfahren habe, ohne jedoch der Geschichte mit dem Sträußchen zu erwähnen. Aber Annetta hatte ihre Freundin weniger deshalb zu sich gerufen, um Neuigkeiten zu erfahren, als um ihr solche mitzuteilen, und Gott weiß, daß sie nicht sparsam mit unangenehmen Enthüllungen war. Ja, Maurice Villeféron war in Konstantinopel, und sein erster Besuch hatte nicht seiner Verlobten gegolten. Er hatte nicht einmal gesagt, daß er sie wiederzusehen gedenke! Er hatte ihrer überhaupt nur in unbestimmten Ausdrücken erwähnt.

So hatte die redliche Person ganz empört erzählt, und

wenn sich ihr Bericht nicht durch Wahrheit auszeichnete, so muß man zugeben, daß er an hinterlistiger Falschheit nichts zu wünschen übrig ließ.

Maurice sah, daß Frau Muzzopulo ihm Gehör schenken wollte, und so fuhr er fort: „Sie werden nicht, wie ich, seit zwei Jahren durch eine entsetzliche Angst gemartert. Wenn Sie wirklich die Freundin Fräulein von Renneforts sind, wenn Sie das geringste Mitleid mit mir haben, so kommen Sie uns beiden zu Hilfe. Und vor allem sagen Sie mir: was denkt Elenitza von mir?“

Der junge Arzt schaute Annetta an und bemerkte, daß sie zerstreut war. Man hätte glauben können, daß sie ihre Hausschuhe, die nicht die gestrigen koketten Pantöffelchen waren, unter ihren Röcken zu verbergen suche, aber in Wahrheit suchte sie nach einer schlauen Antwort. Ihre frühere Schlauheit hatte Maurice auf die Harrissonsche Treppe und in die Höhle der Klephten geführt und das bewußte Resultat zur Folge gehabt; aber Annetta war unverbesserlich.

„Sie fragen mich, was Fräulein von Rennefort von Ihnen denkt,“ sagte sie kopfschüttelnd; „mein Gott, versetzen Sie sich doch in ihre Lage.“

„So haßt sie mich?“

„Das will ich nicht sagen. Gestehen Sie, daß es ein sehr hartnäckiger Haß sein müßte, der nach zwei Jahren noch lebendig wäre. Gedenken Sie, Elenitza wieder zu sehen?“

Diese entsetzliche Frage, die ruhig und mit einer Art Mitleid an ihn gerichtet wurde, erkältete mit einem Schlage die ganze Begeisterung Villeférons. So stand es also? Es kam ihm vor, als werde er gefragt, ob er noch einen letzten Blick auf die Leiche seiner toten Liebe werfen wolle. Wäre er seinem ersten Antrieb gefolgt, so hätte er gerufen: „O Gott, nein!“ und wäre nach dem fernsten Winkel der Erde geflohen, aber er raffte seinen Mut zusammen und antwortete: „Ich will sie noch einmal sehen, aber wo?... Frau Alexaki ist mir fremd, und ich weiß nicht, ob Fräulein von Rennefort einwilligen würde ...“

„Sie unter vier Augen zu sprechen? Lassen Sie mich Ihnen beiden diese schmerzliche Prüfung ersparen. Wollen Sie morgen um dieselbe Stunde wieder zu mir kommen? Ich werde es möglich zu machen suchen, daß Sie Elenitza hier treffen.“

Indem sie diesen beiden Menschen, die sich vergötterten,

die Möglichkeit entzog, sich ohne Zeugen zu begegnen, und so dem ersten, unwillkürlichen Geständnis ihrer Augen, dem ersten Schrei ihres Herzens hindernd entgegentrat, glaubte Annetta einen Meisterstreich zu führen.

Diese kluge Berechnung wäre jedoch fast zu Schanden geworden, denn die beiden Gegenparteien waren nahe daran, sich auf der Treppe Frau Muzzopulos zu treffen. Wir müssen erwähnen, daß Elenitza, die zuerst kam, so langsam die Stufen emporstieg, daß eine Schildkröte sie hätte einholen können. „Ach!" dachte sie, „wenn Maurice käme und mich allein auf diesen Stufen träfe!" Denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie beide dann nicht weitergegangen wären.

„Wenn er trotz allem meine Blumen bewahrt hat," dachte sie weiter, „so muß er seine Gründe dazu haben. Wenn ich nur einem seiner wohlbekannten Blicke begegne, so werde ich vor Freude in Thränen ausbrechen."

„Wenn sie nur Miene macht, mir die Hand zu reichen," dachte Maurice in seinem Kaik, „so werde ich ihr zu Füßen fallen und den Saum ihres Kleides küssen!"

Aber so verstand Annetta die Sache nicht. Schon das Gesicht, mit dem sie zwischen den zwei Menschen stand, deren Herzen sich entgegenflogen, hätte selbst Chloë und Daphnis genötigt, steif und förmlich zu sein. Sie wies ihnen mit einer Grabesmiene zwei Stühle, sechs Schritt voneinander entfernt an, und setzte sich selbst ihnen gegenüber. Man hätte darauf geschworen, sie habe die beiden zum Duell auf den Kampfplatz gestellt, und ihnen mit den Worten: „Mut gefaßt; für einen Wundarzt und Charpie ist gesorgt!" eine scharfgeladene Pistole in die Hand gegeben.

„Gnädiges Fräulein," begann Maurice (dieses ‚Fräulein' kam einer Kugel gleich). „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie tief bewegt ich bin; Sie müssen es ja selbst sehen."

Frau Muzzopulo seufzte tief auf und warf ihrer Freundin einen kläglichen Blick zu, der offenbar sagen sollte: „Wahrlich! Die Reue dieses sauberen Herrn hilft uns viel!"

Elenitza schüttelte den Kopf, ohne ein Wort zu erwidern. Wenn sie gesprochen hätte, würde sie gesagt haben: „Glauben Sie etwa, daß ich auf Rosen liege?"

Maurice, der mit der Furcht im Herzen gekommen war, daß er schon im voraus verurteilt sei, sah in diesem Schweigen, eine unheilvolle Bestätigung seiner Ahnung. Mit bitterem Ton fuhr er fort: „Seit vierundzwanzig Stunden,

das heißt, seitdem ich weiß, daß Sie mir nahe sind, bin ich in einem Zustand, der meinem ärgsten Feinde Mitleid einflößen würde. Ach, wenn ich an Bord des ‚Petrel‘ gewesen wäre, als Sie das Schiff besuchten. Aber alles schlägt zu meinem Nachteil aus!“

Während er diese Worte sprach, glaubte Elenitza zu fühlen, daß das Sträußchen Amberiablüten auf ihrer Brust zitterte. Sie errötete und erblaßte; sie wollte sprechen und zeigen, was sie empfand. Aber die Gegenwart Annettas erkältete sie, ohne daß sie sich Rechenschaft zu geben vermocht hätte, warum; sie fühlte nur, daß sie lieber dem ersten besten Menschen, der vorüberging, ihr Herz unverhüllt gezeigt hätte, als ihr. So antwortete sie nur, im Vertrauen, daß Maurice sie verstehen werde, sehr sanft: „Ich versichere Sie, Herr Villeféron, daß Sie nichts zu bereuen brauchen.“

Frau Muzzopulo seufzte zum zweitenmal mit so kläglicher Miene, daß Maurice nicht einmal schwankte, in welchem Sinne er diese Worte deuten solle.

„Man bedeutet mich,“ dachte er, „daß es mir nichts genützt hätte, wenn ich auch dort gewesen wäre.“

Von diesem Augenblick an verlor er gänzlich den Mut, und hätte es der Anstand erlaubt, so würde er sich entfernt haben, um dieser Marter zu entfliehen. Er blieb zwar, aber er war nicht mehr derselbe Mensch wie vorher. Er sprach, um zu sprechen, wie man es thut, wen man zum erstenmal einen Salon betritt, nur um nicht einfältig zu erscheinen. Elenitza, die ihrem schmerzlichen Erstaunen fast erlag, antwortete in derselben Weise, und dieser Austausch von Gemeinplätzen zwischen zwei Menschen, die geschworen hatten, einander anzugehören, war tragischer, als es eine stürmische Scene gewesen wäre.

Nach einigen Minuten erhob sich Fräulein von Rennefort, die diese Folter nicht länger zu ertragen vermochte, um zu ihrer Tante zurückzukehren. Noch einmal suchten ihre Augen die Blicke des Mannes, den sie liebte, aber es war vergeblich! Annetta hatte sich gleich einer lebenden Mauer zwischen die Liebenden gestellt und drängte die Freundin sanft zur Thür hinaus, als wolle sie sie, zu ihrem Besten, einem widerlichen Schauspiel entziehen. So endete diese Zusammenkunft.

In strenger und imponierender Haltung kehrte die Frau Konsul ins Zimmer zurück.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ sprach sie, „Elenitza ist eine eiserne Natur.“

Zu dieser aber hatte sie gesagt, während sie sie auf der ersten Treppenstufe umarmte: „Arme Freundin! Was soll ich dir sagen! So sind die Männer!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Infolge dieser trostlosen Zusammenkunft schrieb Maurice Villeféron an seinen Vater: „Fräulein von Rennefort ist hier, aber glaube an kein gewöhnliches Komplott von meiner Seite. Einerseits schwöre ich Dir bei meiner Ehre, daß ich nicht wußte, daß sie in Konstantinopel sei oder herzukommen gedenke; und andrerseits würde ich jetzt viel darum geben, wenn ich in Paris, oder sie in Smyrna geblieben wäre. Sie hält mich augenscheinlich für den elendesten Betrüger, und Du würdest an ihrer Stelle das Gleiche thun. Man trennt sich in voller Begeisterung und schwört sich gegenseitig, aufeinander zu warten und trotz Schweigen, Entfernung und fremden Einflüssen aneinander zu glauben, wie man an Gott glaubt. Das ist sehr schön, aber nur unter der Bedingung, daß die Sache nicht zu lang dauert. Nach zwei Jahren wird das Vertrauen Einfalt, die Geduld Dummheit, und der Held ein schamloser Betrüger. Das ist die Rolle, die man mir — dank Deiner Sorge — zuschreibt, mein lieber Vater. Gratuliere mir dazu.“

Ohne daß Maurice es ahnte, begann man ihm im Publikum eine angenehmere Rolle zuzuschreiben, denn er wurde unerwarteterweise ein wenig der Freund Frau Muzzopulos. Ein aufrichtiger Schmerz ist immer leichtgläubig, und Maurice war so unglücklich, daß er für das geringste teilnehmende Wort dankbar war. Annetta beklagte ihn — bis auf weiteres — und zog ihn dadurch an sich, daß sie mit Geduld anhörte, was er ihr sagen wollte, denn es fehlte viel, daß er ihr alles gesagt hätte. Die Dame wußte, daß Leidenschaft ein Mittel gegen Liebeskummer ist, doch war es noch zu früh, um von einem Heilmittel zu sprechen. Mit der Zeit würde man schon dahin gelangen, und vorläufig war es schon viel, daß der Patient ein paarmal die Woche zu ihr kam, um sich den Puls fühlen zu lassen.

Das Publikum, das nach dem Schein urteilte, zählte die Besuche des Doktors und berechnete sogar, was sie den

Konsul kosten möchten, und bald verbreitete sich das Gerücht, die schöne Griechin werde sich ergeben, wenn es nicht schon geschehen sei. Die Wahl eines jungen Marinearztes, deren sie sich zu rühmen schien, schadete ihr zwar einigermaßen in diplomatischen Kreisen, aber andrerseits wußte man ihr auch Dank, daß sie Maurice nirgends vorgestellt hatte und nicht mit ihrem Sieger in Gesellschaft erschien, was zwar eine sehr verbreitete, aber für die Freiheit des Verkehrs zwischen den Geschlechtern unbedingt lästige Sitte ist.

Laborde sprach eines Tages ernsthaft mit seinem Freunde über das Verhältnis, das man ihm zuschrieb.

„Du bist getröstet, wie ich sehe," sagte er, „denn wenn ich nicht irre, kamst du mit einem Kummer im Herzen zu uns. Du sprachst mir von einem jungen Mädchen ... aber du sprichst nicht mehr von ihr."

„Nein," antwortete Maurice, „weil sie hier ist, und ich namenlos unglücklich bin."

Und nun vertraute er Laborde, der aus den Wolken fiel, einen Teil der Wahrheit an.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort von der Sache verstehe," sagte der Diplomat. „Und du suchst nicht fortzukommen?"

„Es ist zu spät, oder noch zu früh. Und überdies gebricht es mir auch an Kraft."

Unterdessen amüsierte sich Frau Muzzopulo in Konstantinopel und entschädigte sich für all die Zeit, die sich Annetta Leonidis in Smyrna gelangweilt hatte; und täglich wiederholte sie sich wohl zwanzigmal, daß die Menschen doch recht dumm seien, womit sie sagen wollte, daß sie selbst sehr geistreich sei. In der That glaubte jedermann, daß der junge Arzt sehr verliebt in sie sei, und da er zugleich sehr niedergeschlagen zu sein schien, so galt diese siegreiche Schönheit noch überdies für eine schwer zu erobernde Schönheit.

Außerdem machte sie sich das Vergnügen, auf geschickte Weise Elenitzas Eifersucht zu erregen und bald Hoffnung, bald Furcht in ihrer Seele zu wecken, indem sie Maurice heute als einen Narren, morgen als ein Opfer seines Vaters, oder als ein Ungeheuer an Undankbarkeit schilderte, und über dieses letzte Thema sprach sie natürlich am beredtesten.

Uebrigens machte sie in ihrer persönlichen Angelegenheit wenig Fortschritte. Es war ihr nicht allein noch nicht gelungen, einen einzigen zärtlichen Blick von Maurice zu

erlangen, er hatte ihr auch noch nicht das geringste anvertraut, außer das, was sie schon wußte, das heißt seine Liebe zu Elenitza und den Einspruch des alten Doktors gegen die Heirat mit ihr. Den Grund seines Widerstandes zu erfahren, war ihr jedoch unmöglich, und dieses Geheimnis verletzte nicht allein ihre Eigenliebe, sondern machte sie auch für die Zukunft besorgt, denn ein Vater kann seinen Sohn nicht ewig leiden sehen, und wenn das Hindernis nicht unüberwindlich ist, so gibt er schließlich nach. War es unübersteiglich? Das war die Frage, die sie vergebens zu lösen suchte. Unterdessen war sie wachsam und rechnete auf den Zufall und ihre Geschicklichkeit, um das Geheimnis zu entdecken. Und wirklich kam der Tag, wo sie nochmals sehr schlau gewesen zu sein glaubte.

Dem Herrn Konsul fiel es nämlich eines schönen Tages ein, über die häufigen Besuche Villeférons in seinem Hause, argwöhnisch zu werden. Der brave Mann erklärte sehr höflich, aber auch sehr bestimmt, daß er kein Dummkopf sei, und daß ein französischer Marinearzt in einem Hause, wo es weder Franzosen noch Seeleute oder Kranke gebe, nichts zu schaffen habe. Annetta setzte sich aufs hohe Pferd, schwor, daß es nicht ziemlich für einen Mann sei, eine Frau wie sie, zu beargwöhnen, ließ sich aber trotzdem herab, ihm dies einemal die Verhältnisse auseinanderzusetzen, und sagte: „der Doktor käme nicht ihretwegen, sondern wegen ihrer Freundin, Fräulein von Rennefort.“

„Ah bah!“ erwiderte Theodoros, dem es nicht an Verstand mangelte, „die junge Dame ist doch niemals da, wenn der bewußte Herr dich besucht.“

„Das ist's ja gerade, die Sache hat einen Haken; der Herr hat einen Vater, und dieser Vater läßt sich bitten, seine Einwilligung zur Heirat zu geben, oder vielmehr, um die Wahrheit zu sagen, er verweigert sie seit zwei Jahren, ohne zu sagen, warum.“

Theodoros, der ganz in seiner Berufsthätigkeit aufging und sich für gewöhnlich nicht um die Geschichten bekümmerte, die man sich in der Stadt erzählte, schien sich plötzlich sehr dafür zu interessieren. Er stellte Fragen, ließ sich wiederholen, was man sich in Smyrna darüber erzählte, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte dann sententiös: „Die reichen Pariser Bürger sind sehr praktische Leute, wenn es sich um die Heirat ihrer Söhne handelt. Alles, was nach einem Roman aussieht, ist wenig nach ihrem Geschmack.“

„Es gibt verschiedene Arten von Romanen. Kennst du viele junge Mädchen, die so schön, so gut erzogen und so sittsam sind, wie Elenitza?"

„Nein, aber ich kenne welche, die weniger ausländisch sind. Für einen Franzosen unter dreißig Jahren ist eine Orientalin eine Huri des Propheten; für einen Mann in reiferem Alter ist sie eine Puppe, die nicht lesen kann, sich von Rosenkonfekt nährt und kein Korsett trägt."

„Das ist wahrlich gut! Dir ist doch nicht unbekannt, daß Elenitza mehrere Sprachen geläufig spricht und liest, auch weißt du, daß sie bei Harrissons mehr Roastbeef als Rahatlukum aß, und ich könnte einen Eid darauf ablegen, daß sie sich ebenso schnürt, wie ich. Uebrigens war dein früherer Kollege, Herr von Rennefort, soviel ich weiß, auch kein Türke."

„Herr von Rennefort! Herr von Rennefort!" erwiderte der Konsul achselzuckend, „als ob von Herrn von Rennefort die Rede wäre! Kurz und gut, wenn du auf mich hören willst, so wirst du dich nicht in eine Angelegenheit mischen, die viel heikler und schwieriger ist, als du glaubst."

Annetta spitzte die Ohren. Sie hatte schon lange gemerkt, daß ihr Gatte vieles wußte, wovon er — wenigstens mit ihr — nicht sprach; kannte er vielleicht auch das Geheimnis, das sie so sehnlich zu ergründen wünschte? Ohne zu verraten, wie lebhaft ihre Neugier erregt war, sagte sie ruhig: „Du denkst wohl an die Geschichte ihrer Tante? Aber das ist eine so alte Geschichte! Ich war kaum geboren, als Fräulein Mary Barkshire, die Schwester der Frau von Rennefort, jenes Abenteuer hatte, und übrigens wäre es auch zu hart, wenn man ihre Nichte dafür verantwortlich machen wollte."

„Laß die Geschichte ruhen," erwiderte Theodoros verdrießlich.

„Ich spreche ja nur mit dir darüber, niemand denkt mehr daran. Die arme Mary! Man hat nie wieder etwas von ihr gehört, und ihr Vater erlaubte nicht, daß man ihren Namen vor ihm aussprach."

„Und das war wahrlich nicht die ehrenwerteste Handlung seines Lebens."

„Freilich, aber auch sich von einem türkischen Offizier entführen zu lassen! . . ."

„Laß uns unsren Nächsten nicht richten, liebe Frau."

„Du hast recht, und übrigens sagt man auch, daß der

junge Mann von hoher Abkunft war, und diese Ottomanen von altem Adel haben, trotz ihrer Religion, etwas so Vornehmes, so Unwiderstehliches . . ."

„Ich will hoffen, daß du nichts davon weißt. . . . Aber lassen wir die Sache ruhen! Thu mir den Gefallen, und sprich niemals mit irgendwem davon."

„Aber wir werden noch davon sprechen," sagte sich Annetta im stillen, die mit dem Instinkt der Intrigantin ein Geheimnis witterte, „und Sie werden nicht immer so verschlossen sein, mein verschwiegener Herr Gemahl!"

Armer Theodoros! Noch ehe Aurora, jene andre junge Gattin eines alten Mannes, ihr Gewand wieder gürtete, hatte er sich berauschen lassen und alles gesagt, was man zu wissen wünschte. Aber es war verzeihlich, daß ihm der Wein zu Kopf stieg, denn er wurde ihm nicht immer in so starken Dosen kredenzt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am europäischen Ufer des Bosporus unterhielt man sich in diesem Jahr ganz vorzüglich in der Fremdenkolonie, zu welcher sich einige jungtürkische Lebemänner gesellt hatten. Wir haben selbst in Paris solche wenig fanatische Muselmänner gekannt, die sich weder vor dem Wein, noch vor dem Kreuz fürchteten, wenn nur der Wein von der besten Sorte war, und das Diamantenkreuz auf der weißen Brust einer schönen Hanum aus dem Lande der Ungläubigen funkelte.

Buyukdere und Therapia hatten den Höhepunkt ihres Glanzes erreicht, und das berühmte Hotel Petala war mit Pensionären überfüllt. Um diese Zeit fiel es einigen jungen Tollköpfen ein, ein Lager auf einen der nahen Hügel aufzuschlagen, den sie selbst bezeichnend „Charenton"*) tauften. Sie führten dort ein lustiges Leben und wohnten unter Zelten — und was für Zelten! — wie Hirten der Wüste, einer Wüste jedoch, in der man viele Leute antraf und nicht vor Durst umkam.

*) Irrenhaus bei Paris. Anm. d. Uebers.

Diese tugendhaften Einsiedler hatten, um den Höhepunkt der Saison zu feiern, auf dem Gipfel des Mont Géant im Freien ein Gastmahl bei Fackelbeleuchtung veranstaltet. Diese Anhöhe, die außer ihrem Namen nichts Riesenhaftes hat, ist einer von den Hügeln, die sich, gleich den Perlen eines Rosenkranzes, längs der asiatischen Küste des Bosporus hinziehen.

Eine Einladung zu diesem Fest war ein Diplom der Eleganz, wie der Gesandtschaftssekretär Laborde seinem Freund Maurice sagte, als er ihm am Vorabend eine Karte überbrachte.

„Tausend Dank, daß du an mich gedacht hast," antwortete der Doktor, „aber ich trachte nicht nach Eleganz."

„Ich weiß nicht, wonach du trachtest, wenn nicht etwa danach, verrückt zu werden. Man sieht dich nirgends, du sagst, daß deine Bücher dich ganz in Anspruch nehmen, aber ich wette, daß du gar nicht darin liest. Das muß ein schlechtes Ende nehmen, auch benachrichtige ich dich, daß ich dich mit Güte oder mit Gewalt entführen werde."

„Weder mit Güte, noch mit Gewalt, ich bitte dich darum. Dringe nicht in mich und laß mich ruhig hier. Du weißt, in welcher Stimmung ich mich gegenwärtig befinde, und mußt begreifen, wie wenig Verlockendes dieses Fest für mich hat."

„Würde es dir kein Vergnügen machen, gewisse Leute dort zu treffen?"

„Vergnügen! Du weißt nicht, wie viel schlaflose Nächte mich meine letzte Begegnung mit gewissen Leuten gekostet hat."

„Gut! Das wollte ich nur von dir hören. Nun, dann lieber Freund, werde ich dich mit einem Wort zum Entschluß bringen: Sie wird nicht dort sein!"

„O, mein Gott! Wenn ich bedenke, daß sich mein bester Freund dieses Arguments bedienen muß, um mich zu einem Vergnügen zu verleiten!"

„Zum Kuckuck! Wärest du gekommen, wenn ich dir gesagt hätte, sie würde dabei sein?"

„Ach Gott, nein!"

„Nun also! . . . Du bringst mich ganz aus dem Häuschen mit deinen Jeremiaden und deinen Heimlichkeiten. Liebst du sie, oder liebst du sie nicht? Hat sie dir verboten, vor ihr zu erscheinen? Was hast du ihr gethan? Warum

fliehst du sie? Zum Teufel, sprich dich einmal klar und deutlich aus."

Auch heute noch verweigerte Maurice eine Erklärung. Um aber dem weiteren Drängen seines Freundes zu entgehen, versprach er, sich am nächsten Tage auf dem allgemeinen Sammelplatz einzufinden. Als Laborde fortging, lachte er sich heimlich ins Fäustchen, wie ein Schuljunge, der seinem Kameraden einen Possen gespielt hat.

Die Veranstalter des Festes hatten alle Vorbereitungen mit königlicher Pracht getroffen. Unterhalb ihres Lagers erwartete ein Marktschiff die Eingeladenen, die sich zur bestimmten Stunde einfanden, und unter den letzten, welche einstiegen, befand sich Frau Alexaki mit ihrer Nichte. Laborde, der im Vorderteil des Schiffes neben Maurice saß, sah, wie dieser zusammenfuhr.

„Sei mir nicht böse," sagte er, „es geschah zu deinem Besten."

„Zu meinem Besten? Das glaube ich nicht. Aber das ist sicher, daß sich heute mein Geschick entscheiden wird, da du mir Gelegenheit dazu bietest."

„Du wirst mir morgen dafür danken."

„Morgen werde ich allem Anschein nach weit von hier sein. Schau sie nur an, gönnt sie mir nur einen einzigen Blick? O, das grausame Mädchen!"

Indessen hatte sich die schwerfällige Barke unter der Anstrengung der Ruderknechte langsam in Bewegung gesetzt. Wenn man keine Eile hat, braucht man fünfundzwanzig Minuten, um ans andre Ufer des Bosporus zu gelangen. In Beïkos wurde gelandet. Hier erwartete ein ganzer Zug, mit Blumen und Guirlanden geschmückter und mit Smyrnateppichen und Brussakissen belegter ländlicher Wagen den fröhlichen Schwarm der Gäste. Laborde und sein Freund bestiegen eine Araba, in der sich bald Theodoros und seine Frau zu ihnen gesellten, welche letztere augenscheinlich zerstreut und tief nachdenklich war.

Als jedermann Platz genommen hatte, zogen die Ochsen, die die Bespannung bildeten, an, und in langsamen Schritt setzte sich der Zug in Bewegung. Im Maße, als man den Hügel emporstieg, entrollte sich das malerischste Panorama der Welt vor den Augen der Reisenden Zur Linken, am jenseitigen Ufer des Bosporus, lagen die reizenden Dörfer Therapia, Kalander und Yenikeuï, geradeaus sah man Buyukdere mit seinen schönen, grünen Laubmassen; zur

Rechten zeigte sich, als mehr orientalisches Landschaftsbild, der asiatische Marktflecken Reumelikewak in einer anmutigen Bucht, und weiter hinaus der Anfang des schwarzen Meeres, durch den Leuchtturm von Reumeliphener bezeichnet, dessen stätes, weißes Licht in seinem krystallenen Gehäuse schon sichtbar war.

Zwischen diesen beiden Küsten, die nicht ihresgleichen in der Welt haben, schimmerte eine Fläche flüssigen Goldes, die mit den kaum sichtbaren Punkten der Kaiks und den großen schwarzen Flecken der Segelschiffe dicht besäet war, und diese letzteren, die von den Bugsierschiffen schwerfällig geschleppt wurden, ließen auf der schwimmenden Fläche ihr schäumendes Kielwasser zurück, das sich gleich einem Schwarm wilder Gänse darüber ausbreitete.

Bald sah man hinter Therapia die letzten aufzuckenden Strahlen der untergehenden Sonne sich in die purpurne Glut einer prachtvollen Abendröte verlieren, während zu den Füßen der Zuschauer die grünen und roten Laternen eines Omnibusdampfers des Chirket-J-Hairié, der sich dem Landungsplatz von Beïkos langsam näherte, gleich zwei bunten Edelsteinen flimmerten.

Nach anderthalbstündiger Fahrt stiegen die schönen Reisenden auf dem etwas öden Gipfel des Mont Géant aus. Die Nacht brach herein, aber die vom Seewind abgekühlte Luft war von einem rosigen Schein durchleuchtet. Die Gesellschaft fand sich nach eigner Wahl paarweise zusammen und zerstreute sich dann langsam nach allen Richtungen. Die einen suchten den verschwiegenen Schutz der dürftigen Gebüsche auf, die andern, die weniger mit sich selbst beschäftigt waren, versuchten neue Aussichtspunkte zu entdecken. Eine Gruppe älterer Männer, die in Ermangelung von etwas Besserem auf Politik angewiesen waren, unterhielten sich über die Neuigkeiten, die der „Eastern-Expreß“ am Morgen gebracht hatte, während andre, durch die mehr oder minder fabelhaften Erinnerungen veranlaßt, die sich an den Mont Géant knüpfen, von Altertumskunde und Sagen sprachen.

Maurice suchte sich unbemerkt im Dunkel zu Elenitza zu schleichen. Aber mit jeder Minute, die verfloß, versank er wieder mehr und mehr in seine schmerzliche Ungewißheit und fragte sich, was er heute abend mehr sagen könne, als was er durch sein Schweigen seit zwei Jahren aus- hatte. Plötzlich stand er vor einer Frau, die ihm entgegenkam; es war Annetta.

„Wer da?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

Und da Maurice, den ihr Erscheinen in diesem Augenblick unangenehm berührte, schwieg, setzte sie, sich seines Armes bemächtigend, hinzu: „Keine Antwort? Dann mache ich Sie zu meinem Gefangenen. Wohlan, schöner Schwermütiger, sagen Sie an, wen suchten Sie?“

„Ich suchte Einsamkeit,“ antwortete der junge Mann ausweichend, „Einsamkeit und Vergessen.“

Sie schmiegte sich etwas näher an ihren Begleiter, als sie es bei hellem Sonnenschein zu thun gewagt hätte, und ihre Stimme klang nicht mehr scherzhaft, als sie etwas zögernd sagte: „Wie wäre es, wenn Sie die Vergessenheit ... anderswo als in der Einsamkeit suchten? ... Was fehlt Ihnen in diesem Augenblick? Ist es denn gar nichts, jung und lebensvoll zu sein? Nichts, an diesem unvergleichlichen Abend am Arm einer Freundin zu wandeln?“

„Für mich gibt es weder Jugend, noch Freundschaft oder sonst ein Gut des Lebens,“ unterbrach sie Maurice. „In mir lebt ein Gedanke, der mich stachelt und zu gleicher Zeit lähmt. Ich bin wie das Roß, das der Sporn antreibt und der Zügel zurückhält. O, mein Gott! Wer wird meine Seele von dem düstern Reiter befreien, der sie quält, ermattet und erschöpft?“

„Wir werden uns niemals verstehen,“ erwiderte Annetta, deren entblößter Arm sich schwer auf den des Doktors stützte. „Sie verscheuchen Ihre Erinnerungen, und ich rufe die meinigen zurück. Sehen Sie, jetzt eben gedenke ich einer Nacht, wo wir auch so nebeneinander gingen. Wir kamen von einem Ball in Smyrna und ... ich war eine Thörin! Ach, welche Nacht! Undankbarer, blinder Mann, lassen Sie mich sie in der Erinnerung nochmals genießen, indem ich Ihnen sage, daß ich sie oft mit Thränen zurückersehnt habe. Antworten Sie mir nicht; schauen Sie mich nicht mit dem strengen Blick Ihrer großen Augen an, den ich in der Dunkelheit errate. Drücken Sie nur einmal meine Hand, und ich werde glücklich, überglücklich sein.“

„Ist es möglich,“ seufzte Maurice, „daß zwei Menschen, deren Körper sich berühren, durch ihre Gedanken so weit voneinander getrennt sind. Lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen, ich suche jemand, denn ich muß heute abend ein offenes Wort hören, und morgen werde ich weit weg von hier sein.“

Frau Muzzopulo dachte, daß es jetzt Zeit sei, das

äußerste Mittel anzuwenden, um ihrem Begleiter für heute und für immer die Lust zu rauben, Fräulein von Rennefort aufzusuchen; übrigens hatte sie seit gestern viel erfahren und sah es nicht ungern, daß Maurice einsehen lernte, er habe mit einem gefährlichen Gegner zu thun. So sind alle Frauen.

Da sie scharfsinniger als die Männer sind, wenn es gilt, ein Geheimnis zu erforschen, so würden sie eine unbesiegbare Macht besitzen, wenn sie, nachdem dies geschehen ist, sich nichts merken ließen. Aber solcher Selbstüberwindung ist ihre Natur nicht fähig; es scheint, als ob das ausgeplauderte Geheimnis, das sie der Schwäche eines Mannes abgerungen haben, ihnen das ist, was dem Indianer der Skalp seines Feindes bedeutet: Ihn errungen zu haben, hat keinen Wert; man muß ihn am Gürtel des Siegers hängen sehen.

„Immer Geheimnisse," erwiderte Annetta seufzend. „Ich bin Ihnen nicht einmal eine Freundin im gewöhnlichsten Sinne des Worts, und ich bin Ihnen wirklich böse, daß Sie mir mit so großer Sorgfalt Ihre Geheimnisse verbergen."

„Wenn ich Geheimnisse habe, wer sagt Ihnen, daß sie mir allein gehören?"

„Und wenn ich diese Geheimnisse nun kennte?"

„Sie!" rief Maurice, „Sie! . . . das verhüte Gott!"

„Nun denn, ja; ich kenne sie. Das wundert Sie wahrscheinlich. Ja, ich weiß, warum Ihr Vater sich dieser Heirat widersetzt."

„Sie wissen nichts," sagte Maurice achselzuckend, „lassen Sie uns diese ohnehin unnütze Unterredung abbrechen."

„So, ich weiß nichts? Sie wollen mir bis zuletzt Trotz bieten? Wohlan, so hören Sie. Erinnern Sie sich eines Abends in Smyrna, wo mich mein Vater unterbrach, als ich Ihnen von jener Mary Barkshire erzählte, die der türkische Offizier entführt hat. Wir ahnten damals beide nicht, daß Elenitza ihre Tochter sei."

„Schweigen Sie!" rief Maurice befehlend. „Die Erfindung ist infam."

„Wirklich?" erwiderte sie, ihm mit wachsender Erbitterung die Stirn bietend. „Nun, dann verlangen Sie doch von ihrem Vormund, daß er Ihnen den Geburtsschein seiner Mündel zeige. Aber Sie wissen nur zu wohl, daß es keine Erfindung ist. Würden Sie sonst vor zwei Jahren so plötzlich abgereist sein?"

Die Frau sprach mit so großer Sicherheit, und ihre Worte atmeten so sehr die Befriedigung des gekühlten Hasses, daß Maurice Furcht empfand. Zudem fiel ihm die Unruhe Athinas und die ruhige Ergebung Harrissons in die entschiedene Weigerung seines Vaters wieder ein. Er dachte sich jetzt, daß der Schotte sich über den Grund dieser Weigerung leicht habe täuschen können, da dieser nur seinem Vater und ihm selbst bekannt war, und daß überdies die Anspielung auf ein so unverschuldetes Unglück einen so kaltblütigen Mann sich nicht so willig hätte beugen lassen. Kurz, er fühlte plötzlich, daß sich ein Abgrund zu seinen Füßen öffne, und mit angsterstickter Stimme fragte er: „Aber, woher wissen Sie so genau, was kein Mensch weiß?"

Annetta schwieg, denn dies Verhör beunruhigte sie. Sie hatte es nicht vorausgesehen, und wenn sie die Sache hätte ungeschehen machen können, so würde sie ihre Nachrichten für sich behalten haben.

„Sie müssen mir antworten," sagte der Doktor dringend, indem er die Handgelenke der jungen Frau in seine zitternden Hände preßte. „Sagen Sie mir, wer Ihnen dies mitgeteilt hat, oder gestehen Sie, daß Sie ... daß Sie gelogen haben. Ich lasse Sie nicht von der Stelle, bevor sie eines oder das andre gethan haben."

„O!" stöhnte sie, „Sie zerbrechen mir die Hände. Lassen Sie mich los; ich habe nicht gelogen. Ich habe die unglückselige Geschichte durch meinen Mann erfahren."

„Gut; ich werde mit ihm reden. Aber vergessen Sie nicht, daß die Worte, die Sie gesprochen haben —, mögen sie nun wahr oder falsch sein — uns für immer trennen."

Die Hände Annettas, die er gewaltsam festgehalten hatte, waren nun frei, aber diese Gewaltthätigkeit hatte ihr, wie es vielen Frauen geht, fast wohlgethan. Sie befand sich allein mit dem Mann, den sie geliebt hatte, und nach dessen Liebe sie in dieser Stunde wahnsinniges Verlangen trug. In der Ferne hörte man nur leise und undeutlich die Stimmen der Gäste, die um das ländliche Mahl versammelt waren, während sich am Fuß des Hügels die Natur schlaftrunken in die durchsichtigen Schleier eines leichten Nebels zu hüllen schien. Es war eine jener erschlaffenden Nächte des Orients, in der auch die verhärtetsten Herzen und die sprödesten Tugenden wie Wachs schmelzen.

Durch Furcht besiegt, verzweifelnd und durch die ent-

nervenden Empfindungen, die auf ihre Sinne eindrangen, außer sich gebracht, war die junge Frau zu den Füßen des Mannes gesunken, dessen Unglück sie soeben besiegelt hatte. Sie hatte die Hände Villeférons ergriffen und preßte sie, fieberhaft erregt, an ihre kaum verhüllte Brust. Was wollte sie sagen? Wollte sie seine Verzeihung erflehen, oder ihrer rasenden Leidenschaft Worte leihen? ...

Da hörte man in der Nähe Stimmen und ersticktes Lachen; wahrscheinlich hatten sich einige junge Leute barmherzigerweise aufgemacht, um die Säumigen aufzusuchen.

„Kommen Sie," sagte der Doktor barsch, „man darf uns nicht hier finden."

Sie folgte ihm schweigend — er hätte ihr in diesem Augenblick wie seiner Sklavin befehlen können — und wenige Augenblicke später mischten sich beide unbemerkt unter die schon sehr lebhaft gewordene Schar der Gäste.

Es war ein packender Gegensatz, der sich hier dem Blick darbot. Auf dem spärlichen Rasen, im Mittelpunkt eines Kreises, der durch die Maschallahs grell beleuchtet wurde, war ein riesiges Tafeltuch ausgebreitet und mit Blumen, Gläsern, silbernen Bestecken und Speisen bedeckt, und um diese improvisierte Tafel lagerten die Gäste auf Kissen, wie die Römer, in den letzten Jahrhunderten der Kaiserzeit um das Triklinium, und hatten schon einen Pillaff mit Wachteln in Angriff genommen, der allgemein für vorzüglich erklärt wurde.

Maurice und seine Begleiterin hätten viel darum gegeben, wenn ihnen der weitere Verlauf der Festlichkeit erspart worden wäre; wenigstens ließen sie sich so weit als möglich entfernt voneinander nieder. Frau Muzzopulo nahm neben Frau Alexaki Platz und bemerkte wohl den fieberhaft erregten Blick, den Elenitza auf sie heftete und dann auf ein andres Antlitz am andern Ende der Tafel richtete, das fast bis zur Unkenntlichkeit verstört erschien.

Laborde machte in diesem Augenblick dieselbe Bemerkung und sagte, indem er dem Doktor die Hälfte seines Kissens abtrat: „Ich bitte dich, mach ein andres Gesicht, jedermann sieht dich an; du siehst aus wie einer, dem man soeben sein Todesurteil verkündet hat."

„Du täuschst dich," erwiderte Maurice; „ich weiß seit lange schon, daß ich verurteilt bin; aber ich habe heute erfahren, daß jede Hoffnung auf Begnadigung geschwunden ist."

Er sah in der That so unglücklich aus, als ein Mensch nur sein kann; denn in ihm lebte nur noch der eine Gedanke: „Das Verhängnis hat sich gegen mich verschworen. Das Hindernis, das sich mir seit zwei Jahren entgegenstellte, verschwindet nur, um mir ein neues zu zeigen, das noch unüberwindlicher ist!“

„Leidet er meinetwegen so sehr,“ dachte ihrerseits Elenitza. „Wenn ich es gewiß wüßte, so würde ich aufstehen und trotz all dieser Leute zu ihm gehen. Aber ich begreife nichts, als daß ich gern sterben würde, um ihn glücklich zu sehen.“

Der Nachbar Elenitzas, der seit fünf Minuten mit ihr sprach, ohne daß sie ihm Gehör schenkte, verlor den Mut und sagte schließlich: „Gnädiges Fräulein, ich verpflichte mich, Ihnen morgen den schönsten Diamanten der Favoritin im Yildiz-Kiosk zu überbringen, wenn Sie mir wiederholen können, was ich Ihnen eben gesagt habe.“

„Und ich,“ antwortete das junge Mädchen, „ich würde Ihnen jenen Stern schenken, der dort am Horizont aufsteigt, wenn Sie mir das Geheimnis erklären könnten, das mich so zerstreut macht. — Verzeihen Sie mir, mein Herr.“

Endlich war die Mahlzeit zu Ende, die, wenigstens zweien der Gäste, die längste schien, an der sie jemals teil genommen hatten. Der Nachtisch wurde aufgetragen, die Unterhaltung belebte sich mehr und mehr, und selbst die kältesten Gemüter begannen von der allgemeinen Stimmung angesteckt zu werden. Am Tische hörte man die Champagnerpfropfen knallen, während in der Luft vielfarbige Raketen platzten und bengalische Lichter ihren feurigen Schein auf die Mauern der Moscheen warfen.

Bald sah man am gegenüberliegenden Ufer des Bosporus ebenfalls Raketen aufsteigen und bengalische Lichter im Dunkeln der lauen Nacht aufblitzen; aus den Gärten der Gesandtschaftshotels sandte man der Karawane des Mont Géant einen Widerschein des fröhlichen Festes zu.

Nach einem letzten Lebehoch auf die Gastgeber hatten sich alle von der Tafel erhoben, und die Leute, welche die Sache interessierte, oder die nichts Besseres zu thun hatten, konnten bemerken, daß Maurice, blaß wie eine Leiche, sich Theodoros näherte und ihm etwas ins Ohr flüsterte, worauf beide Männer sich miteinander entfernten und im Dunkel verloren.

„Seht doch!“ sagte eine der Frauen, es war die,

welche man die „Karriere“ nannte, „das ist drollig! Werden jetzt gar die Ehemänner von den Geliebten ihrer Frauen zur Rechenschaft gezogen?“

„Das wäre in der That ein böses Beispiel,“ erwiderte ihre Nachbarin verbindlich. „Wenn das Mode würde, so müßten sich gewisse Ehemänner täglich auf zwei Herausforderungen gefaßt machen.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Als Maurice den etwas erstaunten Konsul genügend weit vom Licht und den Gruppen der Gäste weggeführt hatte, begann er die Unterredung in folgender Weise: „Herr Konsul, ich hoffe, daß Sie mir meinen etwas seltsamen Schritt verzeihen werden; ich befinde mich in einer Lage, in der ich keine Stunde länger auszuharren vermag. Wenn ich nicht irre, sind Sie mit der Familie Alexaki aufs innigste befreundet.“

„Allerdings, Herr Doktor.“

„Darf ich Ihnen mitteilen, daß, nachdem ich früher in Paris die Familie von Rennefort . . . und Fräulein Helene kennen gelernt hatte, ich diese vor zwei Jahren in Smyrna wiederfand und daß wir uns damals miteinander verlobten?“

„Nun, und was weiter?“ erwiderte Theodoros, der zu unruhig und zu vorsichtig war, um sich nicht ablehnend zu verhalten.

„Diese Erklärungen werden mir ohne Zweifel in Ihren Augen das Recht verleihen, einige Fragen zu stellen. . . .“

„Bitte um Verzeihung,“ unterbrach ihn der Konsul; „das junge Mädchen hat einen Oheim, dessen Namen Sie vorhin nannten. An ihn müssen Sie sich wenden.“

„Ich kenne ihn nicht, Herr Konsul, und überdies, wenn Sie erfahren werden, woher die Gerüchte stammen, über die ich mir Gewißheit zu verschaffen wünsche, werden Sie mir zugestehen müssen, daß ich das Recht habe, vor allem Sie zu befragen.“

„Ich stehe zu Diensten, Herr Doktor,“ antwortete der arme Theodoros mit gesenktem Haupt, denn er sah den Schlag kommen, der ihn treffen würde.

„Jemand — erlauben Sie mir die Person nicht zu nennen — hat behauptet, daß Fräulein von Rennefort einen Namen trage, der ihr nicht gebührt.“

„In der That, Herr Doktor, ihre arme Mutter . . .“

Maurice legte seine Hand auf den Arm des Konsuls und sagte flehend: „O, Herr Konsul, nicht weiter. Ich habe die Geschichte einmal gehört; das ist genug: sie vernichtet mich; sie spricht mir mein Todesurteil. Bis jetzt hatte ich meinen Vater einer übertriebenen Strenge beschuldigt, weil er mir seine Einwilligung versagte, aber großer Gott! was kann ich nun hoffen? Wie kann ich glauben, daß meine Familie, meine Freunde und die Gesellschaft einer solchen Heirat zustimmen würden?“

„Herr Villeféron,“ sagte der Konsul. „Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, und habe mich in nichts zu mischen. Allein ich finde sowohl Sie wie Ihren Vater und die Gesellschaft außerordentlich streng.“

„Ach! Wenn ich nur allein im Spiele wäre, wenn auch ich ein . . . unglückliches, vaterloses Kind wäre! Aber was soll ich antworten, wenn man mich nach dem Namen meiner Braut fragt? Sie hat keinen Namen! Sie ist die Tochter einer Abtrünnigen, einer . . .“

„Oho!“ rief Theodoros. „Sie sind auf ganz falschem Wege, junger Mann. Was glauben Sie denn? Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn ich denken müßte, die Geschichte sei durch . . . die Person, von welcher Sie sie gehört haben, willkürlich entstellt worden.“

„Auf Ehre, das ist meine, und nicht ihre Schuld; ich habe sie nicht weiter erzählen lassen; ich hatte nicht den Mut, mehr zu hören.“

„Sie sind ein Ehrenmann, Villeféron. Nun wohl, hören Sie mir jetzt mit aller Ruhe und aller Aufmerksamkeit zu, deren Sie fähig sind. Ich werde mich so kurz als möglich fassen, aber da das, was ich sagen werde, über das Geschick zweier Menschen entscheiden kann, so muß ich die Dinge in ihrem wahren Lichte zeigen.“

Die beiden Männer gingen langsam weiter, während Theodoros seine Erzählung mit den gewählten Wendungen und der etwas schwerfälligen Genauigkeit vortrug, die ihm als Ausländer und Magistrat eigen waren.

„Sie kennen die drei Tanten Elenitzas — oder vielmehr Sie haben sie gekannt — da Frau von Rennefort, die Elenitza für ihre Mutter hielt, nur ihre Tante war.

Vor allen Dingen lassen Sie mich sagen, daß ich die falsche Zärtlichkeit energisch tadle, womit man von Tag zu Tag gezögert hat, ihr die Wahrheit zu sagen. Ich glaube, daß es hauptsächlich aus falschem Familienstolz geschieht, aber der gegenwärtige Fall zeigt, wie gefährlich es war, diese Verheimlichung so lange aufrecht zu erhalten.

„Die vierte Tochter des alten Barkshire hieß Mary. Sie war ganz im Gegensatz zu ihren drei Schwestern, die ernste, praktische Frauen sind, zu ihrem eigenen Unglück eine exaltierte und phantastisch angelegte Natur. Sie wissen schon, daß sie sich in einen jungen türkischen Offizier verliebte, der dem Barkshireschen Hause gegenüber wohnte. Er hieß Djemil-Bey und gehörte einer erlauchten ottomanischen Familie an. Trotz seiner Jugend erhielt er den Rang eines Mir-alaï, das heißt Obersten, und wurde in das Armeekorps von Damaskus versetzt, und, wie Sie gehört haben ... er verließ Smyrna nicht allein.

„Eine Entführung ist in jedem Lande ein schmerzliches Ereignis für eine Familie. Aber eine junge Christin aus gutem Hause durch einen Türken entführt zu sehen, ist für die Europäer der Levante ein ungeheuerlicher und, ich muß sagen, sehr seltener Fall. Die ganze Stadt wurde dadurch in Bestürzung versetzt, und darum wunderte sich auch niemand, besonders die Leute nicht, die den alten Barkshire kannten, als am nächsten Tage eine Anzeige in der Zeitung erschien, die den Tod der armen Entflohenen meldete. Der unbeugsame Vater gab dadurch zu erkennen, daß er nie verzeihen werde und den Namen der von ihm verfluchten Tochter nicht mehr hören wolle.

„Der Richterspruch des grausamen Greises wurde vollzogen; nach und nach schwieg man über das traurige Ereignis, und bald war die Flüchtige so vollständig von der Gesellschaft vergessen, als ruhte sie wirklich im Schatten der Cypressen auf dem Friedhof von Budja in der Familiengruft. Ein Jahr nach der Flucht Marys heiratete ihre Schwester Helene, die einzige, die noch unvermählt war, einen Franzosen, den Herrn von Rennefort.

„Unterdessen — hier beginnt der Teil der Geschichte, der dem Publikum und, wie ich sehe, auch Ihnen unbekannt ist — unterdessen war Djemil-Bey und seine Gefährtin an den neuen Wohnsitz des jungen Obersten angelangt. Es war ein entlegenes Dorf im Anti-Libanon, Namens Hashbeyeh, am Fuße des Berges Hermon. Die Bevölkerung

bestand aus Drusen, die alle, den Häuptling inbegriffen, der eine Art patriarchalisches Regiment über sie führte, Schäfer und Ackerbauer waren. Mary erhielt ein ziemlich armseliges Haus zur Wohnung, wo sie einzig von einer alten Frau, einer katholischen Christin, bedient wurde, die glücklicherweise schon nach wenig Tagen eine aufrichtige Zuneigung zu ihrer jungen Herrin gefaßt hatte. Die aus einigen fünfzig Mann bestehende türkische Garnison hingegen, die Djemil-Bey befehligte, war in einem halb verfallenen Schlosse einquartiert, das weniger einer Festung, als einem Gefängnis glich.

„Sie können denken, welches Leben das arme Mädchen in dieser Wildnis führte, wo sie sich, selbst mit der treuen Wurdeh, ihrer Dienerin, nur durch Zeichen verständigen konnte. Allerdings umgab sie der Mann, dem sie sich zu eigen gegeben hatte, mit der zärtlichsten Pflege und Aufmerksamkeit, denn sie hatte das Glück gehabt, auf eine edle und großmütige Natur zu treffen, aber nach dem Rausche der ersten Augenblicke machte die furchtbare Wirklichkeit ihr Recht geltend, und die Reue zerfleischte dies zartfühlende Herz, das in aller Verirrung rein geblieben war. Die Verzeihung des Vaters würde sie einigermaßen getröstet haben, aber der alte Barkshire hatte die flehenden und mit Thränen benetzten Briefe seiner Tochter uneröffnet zurückgeschickt. Können Sie begreifen, daß ein Vater so unerbittlich sein kann?“

„Ach!“ seufzte Maurice, „alle Väter sind unerbittlich! Aber, Herr Konsul, entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen sage: Diese Geschichte bricht mir das Herz, ohne mir irgend welchen Trost zu gewähren. Es ziemt mir nicht, ein unglückliches Mädchen zu verdammen, aber es bleibt trotzdem nicht minder wahr, daß ihre Tochter . . .“

„Gedulden Sie sich und lassen Sie mich weiter erzählen,“ erwiderte Theodoros; „ich werde bald zu Ende sein. Ein ehrwürdiger katholischer Priester, der Vorsteher eines benachbarten Klosters, hatte aus dem Munde Wurdehs die traurige Lage ihrer jungen Herrin erfahren. Er besuchte die junge Frau, erkannte, wie bemitleidenswert sie war, tröstete sie, lieh ihr Bücher und versicherte sie vor allen Dingen, daß Gott weniger unversöhnlich sei als die Menschen und für jedes Vergehen Verzeihung gewähre. Dieser Trost drang in die Seele der armen Geächteten wie ein warmer Sonnenstrahl in die Nacht eines eisigen Kerkers.

Sie begann wieder zu hoffen, und ihr Herz schlug Worten entgegen, wie sie sie nie mehr zu hören geglaubt hatte. Kurz, Sie werden sich nicht wundern, daß sie nach einigen Monaten katholisch geworden war.

„Doch dies genügte dem gottesfürchtigen Priester nicht, der außerdem ein geistvoller Mann war und eine große Ueberredungsgabe besaß. Er unterhielt sich oft und lange mit Djemil-Bey, dessen Vertrauen und Achtung er genoß, und der junge Mann sah ein, daß es in seiner Macht stehe, dem Weibe, das sich für ihn aufgeopfert hatte, wenn auch nicht volles Glück, doch Gewissensruhe zu gewähren. Außerdem hatte sich in der Seele des Muselmanns der blinden Leidenschaft der ersten Tage eine hohe Achtung und eine zärtliche, ergebene Bewunderung für Mary zugesellt. Kurz, schließlich willigte er ein, daß der christliche Priester im Geheimen seinen Bund mit Mary einsegne, die dadurch seine legitime Gattin geworden war."

Nach diesen Worten hielt Theodoros inne, um sich an ihrer Wirkung zu weiden.

„Wie, der Türke hat sie geheiratet?" rief der Doktor zurückprallend.

„Allerdings; vollkommen regelrecht geheiratet. Vielleicht wäre die Sache schwieriger gewesen, wenn sie in einem weniger von der Welt abgeschiedenen Ort hätte geschehen müssen; aber es ist sicher, daß die Heirat stattgefunden hat. Sie sehen jetzt, daß ich recht hatte, als ich Ihnen riet, meine Geschichte anzuhören."

„Er hat sie geheiratet!" wiederholte Maurice ganz außer sich, als sei er verrückt geworden. „Aber dann ist Elenitza . . ."

„Meiner Treu! Ihre Ahnen väterlicher Seite kämpften wahrscheinlich schon in den Kreuzzügen mit, wenn auch nicht auf der Seite des heiligen Ludwig. Wie dem auch sei, mir scheint, wenn man Auskunft über die Familie Ihrer Verlobten von Ihnen verlangt, so können Sie solche mit hoch erhobenem Haupte geben. Denn, ohne Sie verletzen zu wollen, muß ich sagen, daß es Elenitza ist, die eine Mesalliance eingeht."

Maurice wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Elenitza war sein! Sie wurden nicht länger durch die Furcht vor einer entsetzlichen Krankheit, noch durch den Makel einer dunklen Herkunft getrennt. Und wenn das Herz des jungen Mädchens, wie er fürchten mußte, irre an ihm geworden war, so würde er es schon wieder zu er-

obern wissen. Seine Blicke suchten seine Verlobte in der Dunkelheit zu erspähen, und sein einziger Gedanke war, sich schnell aus dem Staube zu machen und den Rest der Erzählung im Stich zu lassen. Aber Muzzopulo nahm ihn ohne Umstände am Arm und sagte: „Sachte, junger Mann; ich frage Sie nicht, wohin Sie so eilig wollen, allein Sie müssen mir, wohl oder übel, noch zwei Minuten lang zuhören; sonst würden Sie, ohne es zu wollen, eine Dummheit begehen.

„Seit der Heirat Mary Barkshires war ungefähr ein Jahr verflossen; sie war so glücklich, als sie es jetzt nur sein konnte, und erwartete in kurzem die große Freude, Mutter zu werden. Aber ihr karges Glück nahte sich seinem Ende.

„Im Süden von Damaskus, einen Tagemarsch von Hashbeyeh entfernt, ragt ein Berg, oder besser gesagt, ein Plateau von Basaltfelsen empor. Der Ort heißt Ledja, und man ersteigt ihn auf Pfaden, auf denen man sich leicht gegen eine ganze Armee verteidigen kann. Dort fiel Djemil-Bey zur Zeit, von der ich spreche, als er an der Spitze seiner Leute eine Bande Vagabunden verfolgte, die von jenem Raubnest herabgestiegen waren, um in der Ebene zu plündern. Als die treue Wurdeh Mary vom leblosen Körper ihres Gatten loszureißen vermochte, bemerkte sie, daß die junge Witwe ihrer Entbindung entgegengehe. Man mußte des Toten vergessen, um an das kleine Wesen zu denken, das zur Welt kam; aber bald war es augenscheinlich, daß das zarte, in Verzweiflung geborene Geschöpf in wenigen Stunden gänzlich verwaist sein werde.

„Der gute Pater, den man eilends herbeirief, taufte die kleine Helene, dieselbe, die ich dort an der Seite der Frau Alexaki bemerke, von der ich vor vielen Jahren das erfahren habe, was ich Ihnen erzähle. Er empfing den letzten Seufzer und den letzten Willen Marys, die noch die Kraft fand, einige Zeilen zu schreiben, um die Verzeihung ihres Vaters zu erflehen und ihm ihr Kind ans Herz zu legen. Wenn dieser Brief jemals in Ihre Hände kommt und Sie ihn ohne Thränen zu lesen vermögen, so ist Ihr Herz fester als das meine.

„Vierzehn Tage später, um zehn Uhr abends, meldete man dem alten Barkshire, daß eine Araberin ihn zu sprechen verlange. An diesem Abend waren gerade alle drei Schwestern zum letztenmal bei ihrem Vater versammelt, denn Herr

und Frau von Rennefort sollten sich in der Nacht nach Frankreich einschiffen, das sie seitdem nicht wieder verließen.

„Der Auftritt, der nun folgte, war feierlich und schrecklich, wie die Katastrophe eines antiken Dramas. In den Salon, wo sich die Familie befand, trat ein seltsam gekleidetes Weib. Sie trug weite, weiße Beinkleider und darüber ein um den Leib gegürtetes Kleid von blauer Leinwand; ein Schleier von grobem Musselin ließ nur ein paar schwarze glänzende Augen unter dichten Brauen sehen, und zwei schon ergraute, mit Goldmünzen durchflochtene Zöpfe fielen hinten bis auf den Gürtel herab. Die arme Wurdeh hatte ihre schönsten Kleider angezogen und ihre roten Lederpantoffeln vor der Thüre des Salons abgelegt, um barfuß einzutreten. Als sie das ‚Haupt‘ der Familie erblickte, eilte sie fast laufend und halb gebückt zum Lehnstuhl, worauf er saß, und erfaßte mit der rechten Hand den Zipfel seines Rocks, den sie an die Lippen führte. Im linken Arm aber trug sie ein in Windeln gewickeltes, schlafendes Kind, neben dem Papiere und Briefe lagen.

„Bei dieser unerwarteten Erscheinung verhielten sich im ersten Augenblick alle schweigend. Aber bald wurde jedem Einzelnen die Wahrheit klar. Diese alte Frau in der Tracht des Libanon, dies wenig Wochen alte Kind und diese schwarz gesiegelten Papiere sprachen eine nur zu deutliche Sprache. Mary war tot, und das kleine verwaiste Geschöpf kam, um die Verzeihung zu erflehen, die seine Mutter nicht hatte erlangen können.

„Wortlos brachen die drei Schwestern in Schluchzen aus, aber bald trockneten sie ihre Thränen, um das liebe Baby mit Küssen zu bedecken, das mit einem Finger im Mündchen ruhig schlief, während sich das Geschick seines Lebens entschied. Unterdessen hatte sich der alte Barkshire mit unerbittlich hartem Antlitz erhoben und — möge es ihm Gott noch im Grabe verzeihen! — wies mit schrecklicher Gebärde Wurdeh die Thür. Die Augen des Weibes schossen Blitze; treu bis zuletzt trotzte sie mit erhobenem Haupte dem Zorn des Greises, bereit, sich auf den ersten zu stürzen, der das Kind anzutasten wage. Dann aber legte sie es, von ihrem untrüglichen Instinkt geleitet, in die Arme Frau von Renneforts, deren großmütiges und zärtliches Herz sie erriet. Diese drückte die kleine Helene an sich und rief, zum erstenmal in ihrem Leben ihrem Vater Trotz bietend: ‚Jagst du mich auch aus dem Haus?‘ Barkshire fiel er-

schöpft zurück, und von nun an hatte die kleine Waise eine Mutter, und Mary, die arme Verstoßene, konnte ruhig in ihrem Grabe am Fuße des Berges Hermon schlafen."

Der Konsul schwieg, aber jetzt brauchte er Maurice nicht zurückzuhalten; er hatte sich abgewendet, und im hellen Mondenlicht sah man, wie der junge Mann sich vergeblich bemühte, das Schluchzen zu unterdrücken, das seinen Körper erschütterte.

„Weinen Sie nur immerhin," sagte Theodoros; „auch ich habe Thränen vergossen, als man mir diesen Auftritt erzählte, und ich hatte doch nicht so viel Grund, gerührt zu sein, wie Sie. Meine Geschichte ist zu Ende. Als die Sonne aufging, wiegten die Wellen des offenen Meeres die Tochter Djemil-Beys, die mit ihrer Pflegemutter nach Frankreich schiffte. Die Familie war sehr glücklich gewesen, als sie erfuhr, daß kein Makel auf der Geburt des Kindes haftete, aber trotzdem siegten die Vorurteile des Landes und der unbeugsame Wille des Greises. Ueber die Ereignisse jener Nacht wurde das unverbrüchlichste Schweigen bewahrt, und Elenitza ist für jedermann, ja in ihren eigenen Augen, Fräulein von Nennefort. Es war nötig, Ihnen zu zeigen, wie vorsichtig Sie sein müssen, und darum habe ich diese lange Erzählung über Sie verhängt, was Sie entschuldigen werden."

„Herr Konsul," antwortete Maurice, „Sie sollen später einmal erfahren, von welcher Marter Sie mich erlösen. Bis zu meinem letzten Atemzug bin ich Ihr ergebenster Freund."

Nachdem er Theodoros die Hand gedrückt, entfernte er sich. Nun blieb ihm noch eine süße Aufgabe zu vollbringen übrig. Sein heißgeliebtes Mädchen, das ihm bald für immer angehören würde — denn jetzt zweifelte er nicht mehr an einer glücklichen Zukunft — spazierte an der Seite Frau Alexakis in geringer Entfernung mit einer größeren Gesellschaft. Sie gab wenig auf die Unterhaltung acht und erbebte am ganzen Körper, als eine erregte Stimme, dicht neben ihr, ihr fast ins Ohr flüsterte: „Elenitza!"

Dies einzige Wort, der Ton dieser Stimme, die wie sonst vor Glück und Liebe bebte, sagte ihr, daß die so lang erwartete Stunde gekommen sei. Sie nahm den Arm, den Maurice ihr bot, und ließ sich, ohne eine Frage zu thun, von ihm abseits führen.

Als sie sich genügend weit von der Gesellschaft entfernt hatten und ganz allein waren, ließ sich Maurice auf

ein Knie nieder, hob die Augen zu dem schönen Antlitz auf, das im Silberlicht des Mondes von einer Glorie umwoben schien, und stammelte liebeglühend, in abgebrochenen Worten: „Meine Seele! . . . Mein Leben! . . . Mein Kleinod! . . ."

Sie beugte sich zu dem Knieenden nieder und schlang die Arme um seinen Hals, aber ihr Blick hing an den Sternen, die durch die Nacht funkelten. Kamen diese so lang nicht gehörten köstlichen Laute, die endlich wieder an ihr Ohr schlugen, nicht von dort oben her? Ein einziges Wort kam von ihren Lippen: „Mein Lieb!"

Auch hätten diese Lippen weiter nichts sagen können, denn sie preßten sich auf Maurices Stirn.

„Wie!" sagte dieser, nachdem er sich an der keuschen Liebkosung gelabt hatte, „wie, du stellst keine Frage an mich? Du machst mir keine Vorwürfe? Ist es denn möglich, daß du mich nicht beschuldigt hast, dich vergessen zu haben?"

„Ich habe nur eins gethan," antwortete sie, indem sie ihn aufhob. „Ich habe auf dich gewartet. Später wirst du mir erklären, was ich vergebens zu begreifen suchte. Nun bist du da; was thut es, daß der Weg lang war, der dich zu mir führte? Mein teures Lieb, sei willkommen!"

„O!" rief er, seinen Ohren kaum trauend, „nur ein Weib ist solch edlen Vertrauens fähig, Elenitza! Du hattest ein Recht, an mir zu zweifeln, und ich habe dich verkannt. Als wir uns neulich bei jener Frau trafen, glaubte ich gewiß, daß meine Sache verloren sei."

„Du hättest sie selbst führen sollen, statt dir einen Advokaten zu nehmen, und vor allen Dingen hättest du eine bessere Wahl treffen sollen. Glücklicherweise hatte ich dir einen andern Anwalt gegeben. Sieh her, da ist er."

Damit zog sie den kleinen Strauß trockener Blumen aus ihrem Kleide, der in ihrer beider Leben eine so große Rolle gespielt hatte.

„Ihr lieben Blumen!" sagte er, sie an die Lippen drückend. „Und ich dachte, du hättest sie in den Bosporus geworfen."

Er schwieg einen Augenblick, und seine Stirn legte sich in Falten; dann murmelte er mit geballten Fäusten: „Man hätte jemand anders hineinwerfen sollen!"

„Still!" erwiderte Elenitza. „Wenn man glücklich ist, kann man leicht verzeihen."

„Das ist wahr," sagte er, denn er dachte daran, daß

sie trotz allem jener treulosen Freundin das Glück der jetzigen Stunde verdankten.

Ein Böllerschuß gab in diesem Augenblick das verabredete Zeichen zur Rückfahrt. Langsam, aber fest aufeinander gestützt, lenkten die beiden Liebenden ihre Schritte nach dem Ort, wo die Wagen warteten, und Laborde mit großer Heiterkeit den Damen die Hand reichte und ihnen half, auf die ländlichen Wagen zu klettern.

Plötzlich machte die ganze Gesellschaft große Augen. Man zischelte sich in die Ohren, und einige Frauen lächelten. Aber nicht lange, denn gewöhnlich lachen die Leute nicht über das Glück ihrer Mitmenschen, und das junge Paar, das auf dem Sammelplatz erschien, strahlte von fast überirdischer Glückseligkeit. Wenn man sie so sanft bewegt und freudestrahlend durch die neugierige Menge schreiten sah, hätte man glauben können, daß das Fest ihnen gälte, aber sie schienen nicht zu bemerken, daß außerhalb ihrer Herzen Festesfreude sei. Nur ungern und zögernd trennten sie sich im letzten Augenblick. Elenitza nahm ihren Platz wieder neben der vor Verwunderung ganz bestürzten Frau Alexaki ein, und Maurice ließ sich neben seinem Freund Laborde nieder und sagte leise, während er ihm die Hand fast zerdrückte: „O! Wie gut war es, daß du mich zwangst, mitzukommen!“

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von **Alexander Baron von Roberts.** 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von **Hamilton Aïdé.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von **Anthony Hope.** Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von **Fürst Galitzin.** Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von **Jean de la Brète.** Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von **Rich. Voß.**
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von **H. Rider Haggard.** Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von **Emil Peschkau.**
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von **F. de Renzis.** Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von **Léon de Tinseau.** Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von **Jeffery C. Jeffery.** Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von **A. Delpit.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von **F. de Renzis.** Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von **Julien Gordon.** Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von **Helene Böhlau.** 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von **Julien Gordon** deutsch bearbeitet von **Friedrich Spielhagen.**
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von **Marguerite Poradowska.** Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von **Marchesa Colombi.** Aus dem Italienischen.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von **Jeanne Mairet.** Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von **A. C. Gunter.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von **Paul Heyse.**
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, auserlesen.

Schwarzwaldgeschichten. Von **Hermine Villinger.**
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, sinnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Englischen.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von **Jeanne Mairet.** Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin" derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft" ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzers" hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.

Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt," sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.
Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin von „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, wie in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.
Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände.
Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Das Stück Brot u. andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.
Wahre Kabinettstücke poetischer Charakteristik sind diese short stories, wovon der gefeierte Dichter hier eine ganze Perlenschnur darbietet.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Der phantasievolle amerikanische Dichter schildert hier nicht nur wilde Abenteuer des Prairielebens, sondern auch ein Kindergemüt, das jung und alt zum Herzen sprechen wird.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Nicht nur der Reiz des Geheimnisvollen, der diesem frisch und unterhaltend geschriebenen Roman eigen ist, sondern namentlich auch die überaus plastische Charakterzeichnung, sowie sein sittlicher Ernst sichern ihm eine gute Aufnahme, wie sie ihm bei seinem ersten Erscheinen in der Revue des deux mondes thatsächlich zu teil geworden ist.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Ganz schlicht und schmucklos erzählt Conway seine dem täglichen Leben entnommenen Geschichten; aber wie weiß er den Leser zu fesseln und in Spannung zu erhalten!

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Voll Geist und Leben ist diese abenteuerliche Geschichte des beliebten Erzählers, deren interessante Herzenskonflikte die wärmste Teilnahme erwecken.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tinseau, Léon <<de>>,

Auf steinigen Pfaden Roman

Stuttg. 1893

L.eleg.g. 126 n-9,16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11640460-4